

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XVII. JAHRGANG 1940

4.

HEFT / APRIL

Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges

Ross: Das unsichtbare Reich der USA.

Kühn: Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges. III

Bhatta: Britische Wehrpolitik in Indien

Rahman: Die Stellung Afghanistans in Zentralasien

Höpker: Die Ablösung Zwischeneuropas

Berichte — Schrifttum

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

Dr. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTLEITUNG:

Hauptmann Kurt Vowinckel, z. Zt. im Felde

Manuskripte und Buchzusendungen werden erbeten nach:

Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36. Fernsprecher 3742

XVII. JAHRGANG / HEFT 4 / APRIL 1940

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Colin Ross: <i>Das unsichtbare Reich der USA.</i>	153—155
Johannes Kühn: <i>Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges. III</i>	156—171
Pandit K. A. Bhatta: <i>Britische Wehrpolitik in Indien.</i>	172—181
Habibur Rahman: <i>Die Stellung Afghanistans in Zentralasien</i>	182—184
Wolfgang Höpker: <i>Die Ablösung Zwischeneuropas</i>	185—190

BERICHTE

***: <i>Bericht aus dem atlantischen Raum</i>	191—195
Karl Haushofer: <i>Bericht aus dem indopazifischen Raum</i>	196—199

SCHRIFTTUM

Karl Haushofer: <i>Eine neue Grundlage der Geopolitik von Indien</i>	200
--	-----

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES:

Professor Pandit K. A. Bhatta, Berlin W 30, Eisenacher Str. 7 / III — Prof. Dr. Karl Haushofer (AfG), München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Wolfgang Höpker, München, Mandlstr. 11 — Prof. Johannes Kühn, Dresden-Bühlau, Neubühlauer Str. 7 — Dr. Habibur Rahman, Berlin-Halensee, Paulsborner Str. 20. — Colin Ross, München, Königinstr. 29

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Preis: Vierteljahr RM 5.50 / Studenten u. Mitglieder d. AfG. RM 4.40 / Einzeln RM 2.— / Jahrg. m. Inhaltsv. RM 22.—
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag / LUDWIGSHAFEN 124 61 / Wien 559 18

KURT VOWINCKEL VERLAG / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

COLIN ROSS

Das unsichtbare Reich der USA

Es war in Mittelchina im Jahre 1924, als ich mir zum ersten Male des unsichtbaren Reiches bewußt wurde, über das die Vereinigten Staaten in Ostasien gebieten. Wir waren von Hankau über den Jangtse nach Wuchang gefahren und hatten dort die Gastfreundschaft einer amerikanischen Missionsstation in Anspruch genommen.

Amerikanische Missionare sind ein untrennbarer Bestandteil Ostasiens, und wir hatten natürlich bereits genügend von ihnen beiderlei Geschlechts getroffen. Aber es war das erstemal, daß ich näheren Einblick in den inneren Betrieb einer amerikanischen Mission erhielt. Jeder Amerikaner ist von Natur aus Missionar, und er ist gleichzeitig im allgemeinen ein geborener Geschäftsmann. Die Verbindung dieser beiden, einander scheinbar widersprechenden Eigenschaften ist typisch für den Amerikaner; sie ergeben zusammen die charakteristische Note der amerikanischen Politik wie der amerikanischen Religiosität, die in engerer Verbindung und Wechselwirkung zueinander stehen als in anderen Ländern.

Somit ist jeder amerikanische Missionar gleichzeitig — bewußt oder unbewußt — ein Handelsvertreter wie ein politischer Agent seines Landes. Auch die Missionare anderer Länder unterhalten oft genug eigene Wirtschaftsbetriebe, Plantagen und dergleichen, schon um ihren Unterhalt zu bestreiten, aber sie sind längst nicht in dem gleichen Maße Wirtschaftspioniere wie die Amerikaner, und erst recht nicht politische Agenten.

Beim Amerikaner entspringt beides aus von klein auf gefühlter Berufung, seine Ideen und Anschauungen der ganzen übrigen Welt zu übermitteln, ja nötigenfalls aufzuzwingen. Das gilt von seiner religiösen Überzeugung genau wie von seiner politischen oder seinem Lebensstil. In dieser Hinsicht ist der Amerikaner ganz naiv. Was nicht seinem Lebensstil entspricht, ist notwendigerweise inferior, und er fühlt die heilige Aufgabe in sich, andere Völker zu diesem Standard hinaufzuziehen.

Aus einer solchen Einstellung heraus konnten die Amerikaner ungezählte Kriege führen — jede Generation mindestens einen — und sich doch für Pazifisten halten, die der übrigen Welt das Vorbild friedlicher Gesinnung bieten. Alle ihre Kriege waren Kreuzzüge, und alle Schlachten, die sie schlugen, dienten der „Befreiung“ von irgend jemandem oder irgend etwas. Gleichzeitig aber waren sie aus ihrem universalen Missionsgeist heraus Meister in der friedlichen Durchdringung. Wie jeder Missionar gleichzeitig Handels- und politischer Agent ist, so auch jeder Kaufmann gleichzeitig Missionar. Die amerikanischen Kirchen, unabhängig davon, welche der unzähligen Denominationen sie angehören mögen, sind in der ganzen Welt Propagandazentren für die Vereinigten Staaten.

So entstand, was ich das „Unsichtbare Reich der USA.“ nennen möchte. Dieses Reich strahlt wie eine Aura nach allen Seiten über die Grenzen der amerikanischen Union hinaus. Am stärksten ist diese natürlich in der „Westlichen Hemisphäre“, in Kanada wie in Mexiko und darüber hinaus im ganzen lateinischen Amerika. Allein diese geistig-ideelle Einflußzone reicht ebenso über den Atlant wie über den Pazifik.

Das Bemerkenswerte und im Grunde nicht leicht Verständliche ist die merkwürdige Tatsache, daß selbst Völker sich dieser Beeinflussung nicht zu entziehen vermögen, die die Amerikaner durchaus nicht lieben und die auch allen Grund dazu haben, wie Mexikaner oder Japaner. Die einen wie die andern haben die Amerikaner durch ihren Rassenstolz tödlich gekränkt. Mexikaner zählen nach amerikanischer Einwanderungsgesetzgebung nicht als Weiße, und Ostasiaten sind überhaupt nicht zugelassen.

Und trotzdem geht mit aller Abneigung, ja allem gelegentlichen Haß, die Lateinamerikaner wie Asiaten gegen die große amerikanische Nation empfinden, eine stille Bewunderung für sie Hand in Hand, und der Wunsch, ihnen nachzueifern und es ihnen gleichzutun. Eine ähnliche Empfindung kann man selbst in der Sowjetunion spüren, die an sich doch der natürlichste Gegner des hochkapitalistischen Amerika ist.

So konnten die Amerikaner von Anfang ihrer Geschichte an eine ausgesprochen imperialistische Politik betreiben und doch das Odium einer solchen vermeiden. So wuchs Amerikas sichtbares Reich unmerklich in das unsichtbare hinein, das ihm überall als Schrittmacher diente.

Ich glaube der Grund dafür liegt in der Leichtigkeit und Annehmlichkeit des Lebens in den Vereinigten Staaten, der tatsächlichen wie der anscheinenden. Kennt man dies Leben näher, so ist es nicht ganz so verlockend, wie es auf den ersten Blick erscheint, und auf manchen Europäer mit höheren kulturellen und künstlerischen Ansprüchen mag es unerträglich wirken. Aber zunächst ist der Anreiz des amerikanischen Reichtums, die Überfülle seiner billigen, jedem zugänglichen Güter, seiner noch immer vorhandenen großen Möglichkeiten außerordentlich. Naturgemäß wirkt dies alles auf Asiaten, die aus viel ärmeren und engeren Lebensumständen kommen als Europäer, noch viel stärker.

Daher kommt es, daß so gut wie alle Asiaten, die nach den Vereinigten Staaten kommen und dort für kürzere oder längere Zeit leben, diesen verfallen. Sie mögen sie in politischer Hinsicht ablehnen, sie mögen in ihnen einen Feind ihres Landes sehen, ganz können sie sich ihrem Reiz nicht entziehen, und zum mindesten in einem Winkel ihres Herzens bewahren sie sich eine mit Neid gemischte Vorliebe für die große Demokratie jenseits des Meeres und ihre Einrichtungen.

Am stärksten wirkt dieser Reiz Amerikas auf die Jugend aller Länder. Junge Deutsche, Austauschstudenten zum Beispiel, müssen schon sehr fest in ihrem nationalsozialistischen Glauben sein, um auf amerikanischen Kollegs und Universitäten nicht wenigstens etwas beeinflußt zu werden. Der Grund dafür liegt auf der Hand. In USA. wird ein Kult mit der Jugend getrieben. Sie hat es so viel leichter als die anderer Staaten, sie genießt so viel mehr Freiheit und Selbständigkeit, daß es unnatürlich wäre, junge Leute schätzten das Leben auf amerikanischen Schulen nicht. Das gilt insbesondere für die asiatische, vor allem die japanische und chinesische Jugend, die ja aus einer noch viel strengeren Zucht kommt als europäische.

Und so sind neben den amerikanischen Missionaren die „returned students“, die von amerikanischen Hochschulen in ihre Heimat zurückkehrenden ostasiatischen Studenten die Wegbereiter des heimlichen Imperiums der Vereinigten Staaten.

Am stärksten ist dieses unsichtbare Reich in China, dessen Jugend ganz offen mit USA. sympathisiert. Hier hat der missionierende Kreuzzugsgeist ja auch die größ-

ten Erfolge erzielt, die stärkste durch die Gewinnung der Familie Sung, mit deren Hilfe Amerika den Diktator Chinas, Chiang Kai Shek, wie dessen nächste Ratgeber entscheidend zu beeinflussen vermag.

Aber selbst in Japan ist das unsichtbare Reich der USA. viel stärker, als man gemeinhin glauben sollte. In der völlig in amerikanischem Geist erzogenen Presse wie in Handel und Wirtschaft sind die heimlichen Sympathien für Amerika unerwartet stark, trotz aller mitunter zur Schau getragenen Gegnerschaft. Und Ähnliches gilt, wenn auch in abgeschwächtem Grade, sogar von den Philippinen und ganz Südostasien. Man kann nicht anders als anerkennen, daß die amerikanische Politik, gestützt auf dieses heimliche Reich, im ganzen pazifischen Raum, bis weit nach Asien hinein, mit außerordentlichem Geschick gearbeitet hat.

England, Frankreich, stellenweise sogar Deutschland, gelten als die Bedrücker und Gefährder asiatischer Freiheit und Unabhängigkeit, Amerika aber als sein Befreier und Schützer. Auf den Philippinen war man freilich eine Weile anderer Ansicht. Jahrzehntlang haben die Philippinos erbittert mit Waffen und Worten um ihre Unabhängigkeit gerungen. Aber jetzt, wo sie ihnen winkt, wo Onkel Sam bereit ist, sie zu gewähren, scheinen sie sich eines anderen zu besinnen. Sie haben sich derart an den amerikanischen Lebensstil gewöhnt, daß sie ihn ungern missen würden. Außerdem dünkt ihnen das amerikanische „Joch“ leicht neben dem japanischen, das nach der Niederholung des Sternenbanners droht. Und so sieht es heute so aus, als ob der Archipel der 2000 Inseln einen sichtbaren Teil des unsichtbaren pazifischen Reiches der USA. bilden wird. Die Philippinen werden selbständig sein, aber ein amerikanischer hoher Kommissar wie eine amerikanische Flotten- und Flugzeugstation werden dafür sorgen, daß diese Unabhängigkeit dem Interesse der USA. dient.

Was von den Philippinen im kleinen gilt, trifft im großen in etwas anderer Form auf China zu. Die USA. möchten ihr dortiges unsichtbares Reich bewahren, beziehungsweise ausbauen. Deshalb unterstützen sie Chiang Kai Shek moralisch wie materiell, und deshalb stemmen sie sich der japanischen Expansion entgegen.

An sich sind Amerikas Wirtschaftsinteressen im Reiche der Mitte verhältnismäßig klein, der Handel mit Japan ist wesentlich größer. Aber der chinesische Handel kann einmal bedeutend werden. In Neuyork wie in San Franzisko sieht man in China das große noch unerschlossene Absatzgebiet der Zukunft. Das möchte man sich sichern.

Außerdem haben die Vereinigten Staaten noch einen andern Grund, sich dagegen zu wehren, daß Japan die Rohstoffe Chinas monopolisiert. Das Reich der aufgehenden Sonne bezog bisher einen wesentlichen Teil seiner Rohstoffe, vor allem Baumwolle, Öl und Schrott aus Amerika. Baut Japan seine Rohstoffbasis auf dem asiatischen Festland aus, so verlieren die USA. mit einem Schlage nicht nur den zukünftigen chinesischen Markt, sondern gleichzeitig den gegenwärtigen Absatz nach Japan.

Dieses Argument wird man freilich in amerikanischen Zeitungen niemals, in der Weltpresse nur selten lesen. Amerika ficht vielmehr — wie stets — aus „Humanität selbstlos“ für die Rechte der Schwächeren und Unterdrückten. So eroberten die Vereinigten Staaten den amerikanischen Kontinent, so schoben sie ihre Macht über den Pazifik vor, und so dehnen sie heute ihr unsichtbares Reich auf dem asiatischen Festland aus.

JOHANNES KÜHN

Über den Sinn des gegenwärtigen Krieges¹⁾

III. Das britische Weltmonopol und seine Zukunft

Eine andere Luft scheint uns zu umfassen, wenn wir die Problematik des deutsch-französischen Verhältnisses verlassen und uns dem deutsch-englischen Lebenskampf zuwenden. Dort standen wir unter dem Druck echter Tragik, die die Menschen seit so vielen Jahrhunderten immer wieder, selbst gegen ihren Willen, in tödliche Gegensätzlichkeiten verstrickt, hier aber sehen wir uns einem untragischen, an sich vermeidbaren, gewollten Machtkampf gegenüber.

England als Glied Europas hat zwei natürliche Eigenheiten, die Deutschland angehen. Erstens seine Empfindlichkeit an der gegenüberliegenden französisch-belgisch-holländischen Küste. Zweitens seine festungsartige Sperrlage mitten in den Gewässern, die die Ausfahrt für die Nordhälfte Europas zum Weltmeer bedeuten. In der ersten Beziehung sehen wir wieder unser geopolitisches Grundgesetz Europas am Werk: England befindet sich stets in Abwehr- oder Rückstoßhaltung gegen etwaige Stöße von der östlich gegenüberliegenden Festlandküste her. Die englisch-europäische Geschichte kennt zahlreiche Varianten dieses Themas. Die zweite Beziehung gewann ihre Bedeutung erst, seit es europäische Herrschaft in Übersee gibt, d. h. seit einigen Jahrhunderten; für Deutschland im besonderen erst seit einem halben Jahrhundert.

Für das Verhältnis von England und Deutschland stelle ich drei Sätze auf: 1. Zwischen England und Deutschland als Gliedern Europas steht nichts als die genannte geopolitische Reibungsstelle. 2. Zwischen England und Deutschland als Weltmächten (kolonialen Großmächten) steht jene beherrschende maritime Festungslage Englands, die bei Auftreten kolonial-politischer Spannungen sich entscheidend auswirken muß. Die in den beiden Sätzen genannten Reibungsmöglichkeiten sind aber — solange keine weiteren Ansprüche erhoben werden — durch eine weise Politik leicht auszuschalten; sogar ein enges Zusammengehen beider Mächte in der Welt brauchten sie nicht zu hindern. Das wird jedoch radikal verändert durch den dritten Satz: 3. Zwischen England als Herrn des britischen Weltmonopols und Deutschland als Weltmacht steht nicht weniger als alles. Es ist eine Frage auf Tod und Leben. Also: nicht Großbritannien und auch nicht das Empire, als Summe der englischen Besitzungen auf der Erde, sind unser Feind, sondern das englische politische Weltmonopol, d. h. der Anspruch Englands, über einen seine Besitzungen unermeßlich übersteigenden, den größten Teil der Erde bedeckenden Weltraum eine letzte Verfügungsgewalt zu üben, besonders auch im Sinne des Ausschlusses ihm unbequemer Mächte aus diesem englischen Machtraum.

Alles Licht der folgenden Darstellung muß auf die weltgeschichtlich einzigartige Tatsache dieses englischen Weltmonopols²⁾ fallen³⁾.

1) Vgl. das Februar- und das Märzheft.

2) Ich brauche im Folgenden „Machtraum“ und „Weltmonopol“ Englands als identische politisch-dynamische Begriffe im Gegensatz zum „Empire“ als der englischen Weltmacht im juristischen Sinne: der Summe seiner Besitzungen.

3) Wie wenig Bücher erkennen und beleuchten diesen entscheidenden Punkt! — Im Welt-

Dieses Weltmonopol ist auf zwei letzte Gründe zurückzuführen. Erstens auf den ausgeprägten Machtinstinkt, den beide angelsächsischen Gruppen stets bewiesen haben — ein Instinkt, der politische Gefahren wahrnimmt, ehe sie über den Horizont gestiegen sind; der auf der Karte riesige Gebiete umreißt, die man gar nicht besitzt, um jeder fremden Macht dort den Eintritt zu verbieten; der schließlich die eigene Verteidigung in ferne und fremde Gebiete verlegt, die man ebenfalls nicht besitzt. — Der zweite Grund ist eine ungewöhnlich großartige geschichtliche Verknüpfung: die Weltstunde von 1500! Damals wird in einer merkwürdigen Vereinigung päpstlichen Weltrichtertums (Weltteilungsbulle von 1493), erneuerter und vorgetriebener Wissenschaft von der Erde und Wiederaufleben jenes ewigen Wikingertums der germanisch durchsetzten europäischen Völker, die neuerlich als Kugel aufgefaßte Welt, bevor noch die meisten Teile wirklich bekannt, ja überhaupt entdeckt waren, erstmalig geteilt, nämlich zwischen Spanien und Portugal, und wird in wenigen Jahrzehnten der ungeheure neue Raum tatsächlich von den beiden Völkern durchmessen und beschlagnahmt. Damit war für Jahrhunderte zweierlei festgelegt: alle künftigen Großreiche würden im Gegensatz zu den bisherigen Weltreichen Seemächte und durch Seemacht zu behaupten sein. Und: das Gebiet weltpolitischer Betätigung war für Jahrhunderte abgesteckt: Amerika, der Atlantik, Afrika, die Südhälfte Asiens, das Indiamer und die Südsee. Über diesen Riesenraum flutet die kolonialpolitische Betätigung Europas; es ist noch das Gebiet des heutigen englischen Weltmonopols! Die Angelsachsen haben also beide ursprünglichen Nutznießer der Weltteilung von 1493/94 beerbt. Dies geschah freilich erst nach jahrhundertelangen tollen Unternehmungen besonders westeuropäischer Völker in Übersee, der Errichtung von Kolonialreichen und gegenseitigen Vernichtungskämpfen. Der schließliche Triumph Englands wurde besiegelt durch die Zerschlagung des französischen Weltreiches, die ihm 1763 gelang, und die Bestätigung dieses Ergebnisses 1815 nach den Kämpfen mit Napoleon, sodann durch die Selbstaflösung des spanischen Weltreiches (in die auch das portugiesische Brasilien hineingerissen wurde) in Gestalt des Abfalls der amerikanischen Kolonien vom Mutterland und ihres Zerfalls in weite aber machtlose Republiken. Der einzige auch England damals treffende große Verlust — der Abfall seiner nordamerikanischen Kolonien und ihre Gründung als USA. — wirkte sich machtpolitisch trotz vieler Spannungen nicht bedrohlich für England aus. Was an Überseebesitz anderer Europäer überhaupt noch bestand, war entweder nach Umfang oder nach der militärischen Macht des betreffenden Besitzers unbedeutend.

Als konkurrenzlose Seemacht also ging England in das 19. Jahrhundert; nur mit seiner Duldung konnte Überseebesitz behauptet oder erworben werden. Noch war England keine gewaltige Landmacht über See: Ostkanada (wo aber mehr Franzosen als Engländer lebten) und Indien (wo die Kompanie aber erst Bengalen und Teile des oberen Ganges sowie die Ostküste beherrschte) waren die einzigen größeren Flächen. Aber Stützpunkte besaß England als vollendete Seegewalt

krieg formulierte Hettner im Sinne des Obigen: „die Weltmacht England könnte mit Deutschland in Frieden bleiben, die Weltherrscherin nicht“. (Englands Weltherrschaft, S. 257.) Klare Vorstellung des engl. Monopols natürlich bei Homer Lea, *The day of the Saxon* (deutsch 1913), einem ebenso scharfsinnigen wie redlichen Buch.

bereits ohne Zahl: am ganzen Westrand des Atlantik, um Europa herum wie um Afrika und durch den Indischen Ozean bis nach Australien.

Damals nun geriet England auf den Weg einer enormen Ausweitung seiner Interessen und seines Besitzes in der Welt, natürlich mit Hilfe der erlangten absoluten Seeherrschaft. Den Anstoß gab das in England entstandene moderne Industriesystem. Es verschaffte England für eine Weile eine Art Monopol als Welthersteller und Welthändler für Industriewaren. Das vergrößerte nicht nur den englischen Reichtum (der in den napoleonischen Kriegen der stärksten Belastungsprobe ausgesetzt war), es bewirkte eine ganz neue Entwicklung Englands: zur überseeischen, länderfressenden Flächenmacht. Denn die neuen Waren verlangten nach Märkten, die unter Umständen erst aufgebrochen werden mußten (China), die ebensowohl durch indirekte Beherrschung fremder Länder, wie durch militärische Eroberung (erst jetzt wird Indien erobert und bis zu den heutigen kontinenthaft weiten Grenzen vorgetrieben), wie schließlich durch große überseeische Siedlungen geschaffen werden konnten. Die mit dem Industriesystem und der daraus entspringenden sozialen Umschichtung zusammenhängende gewaltige Bevölkerungssteigerung Englands erlaubte trotz Fortdauer englischer Auswanderung nach USA. die Ausfuhr Hunderttausender von Engländern in Länder von fast unbegrenztem Umfang, wo sie zu Millionen anwuchsen. So entstanden die weißen Dominien, riesige Flächenstaaten von schließlich 10 Mill. qkm (Kanada) bzw. 1 Mill. qkm (Kapland), bzw. 9 Mill. qkm (Australien und Neuseeland). Es waren Kleider wie auf unendlichen Zuwachs berechnet.

Damit war der Grund dafür gelegt, daß England, die ohne Vergleich größte Seemacht, auch die ebenso unvergleichlich größte Landmacht wurde, die nun natürlich auch die Eigentümlichkeiten einer Kontinentalmacht mit denen einer Seemacht verband, d. h. neben der Politik der befestigten und unbefestigten Stützpunkte an Küsten und auf Seewegen die Politik des Vordringens in Landraumtiefen und des Schutzes gewonnener Flächen durch immer neue vorgelegte Flächen betrieb, die teils aus Gebieten bestanden, die man sich nur einverleibte, um andere von dort fern zu halten, teils aus selbständigen Staaten, die man unter Vormundschaft nahm. Dieses Verfahren bekommt noch neue Anstöße, wenn und seitdem andere Völker Miene machen, sich an der Verzehrung der Welt zu beteiligen, besonders also seit den 80er Jahren. Das Ende ist, daß England ein Länderband von unerhörten Ausmaßen im Halbkreis um den Indischen Ozean sein Eigen nennt oder beaufsichtigt, neben den seitabgelegenen Riesenterritorien in Kanada und Westafrika, sowie der Legion von Insel-, Landzungen- und Stützpunktbesitzungen um die Welt.

Diese ganze einzigartige Entwicklung vollzog sich lange Zeit ungestört von Europa. Als aber dann neuerlich andere Großvölker Europas, ja auch schon außereropäische Völker auf den Plan der Weltpolitik treten, nähern wir uns dem Zeitpunkt, in dem die räumlich größte Frage der bisherigen Weltgeschichte gestellt wird: soll die von der modernen Technik zu einer greifbaren Wirkungseinheit umgeschaffene Erde unter die fast monarchische Oberleitung eines Großvolkes treten, oder soll sie zu einem Zusammenspiel völkischer Großkonzerne gelangen. Darum wird seit der letzten Jahrhundertwende gekämpft. Aber ich greife vor.

In wirtschaftlicher Beziehung bedienten sich die aufstrebenden expandierenden

Völker der von England im 19. Jahrhundert als Beginn einer Weltharmonie angepriesenen Methoden: des freien Handels. Aber der freie Handel hatte ja praktisch die Freiheit für den englischen Handel gemeint, der bei dem absoluten Wirtschaftsvorsprung Englands eine Art Monopol hatte. Diejenigen, denen es gelang, den Wirtschaftsvorsprung Englands einzuholen, veränderten den Sinn des freien Handels. Waren bisher die Erträgnisse des neuen Weltwirtschaftssystems in England zusammengeströmt, von dort wieder in Form neuer Kapitalanlagen in die Welt gegangen, um schließlich dem großen englischen Einkommen aus Industrie, Handel und Schiffahrt noch ein gewaltiges Renteneinkommen aus aller Welt hinzuzufügen — so bogen nun die Konkurrenzvölker einen immer größeren Betrag des Welteinkommens von England ab, mochte das englische Einkommen auch absolut genommen zunächst noch steigen. England hatte also unvermeidlich irgendeinmal und irgendwie zu entscheiden, ob es eine moderne Wirtschaftsmacht unter anderen werden und damit die Gefahr des Überflügeltwerdens auf sich nehmen, oder ob es durch geeignete Mittel mit Einschluß der kriegerischen diese natürliche Entwicklung korrigieren sollte, um seine einzigartige Stellung zu erhalten.

Genau dasselbe ergab sich auf politisch-militärischem Gebiet, als sich seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neue Überseereiche bildeten, eine Reihe beachtlicher moderner Kriegsmarinen entstanden und Englands zeitweiliges Monopol in diesen Dingen sich in die Stellung eines *primus inter pares* zu verwandeln schien.

In diesen Lebensfragen haben die Angelsachsen um die Jahrhundertwende instinktiv ganz klar entschieden: sie wollten für die Aufrechterhaltung ihres Monopols (in moderner Form) kämpfen. Um das zu verstehen, ist es aber nötig, einen Blick auf die englische Reichsverteidigung zu werfen. Dabei ist vor allem zu beachten, daß England, wie erwähnt, eine Kombination herrschender Seemacht mit führender Landmacht ist. Als Seemacht ist es ohne weiteres darauf eingestellt, den englischen Besitz nicht an Ort und Stelle, sondern überall zu verteidigen, d. h. nicht nur die Küsten seiner Besitzungen zu schützen, sondern ihre Verbindungen untereinander und mit dem Mutterland zu sichern und alle Meere für diese Zwecke offen zu halten. Der Verteidigungsgedanke des Reiches zur See umfaßt also von vornherein fast alle Meere (Atlantik mit Nordsee und Mittelmeer, Indischen Ozean mit Nebenmeeren, Südsee und Südpazifik). Mit anderen Worten, die Verteidigung des englischen Raumes zur See erfolgt in einem geschlossenen, fast alle Meere umfassenden Gebiet, beruht ganz klar auf einem Herrschaftsmonopol. Sollte nun die Verteidigung des ungeheuren Landbesitzes einen anderen, womöglich entgegengesetzten Grundgedanken haben? Sollte England jedes der vielen Besitzstücke mit den Mitteln der Verteidigung ausstatten und seinem Selbstschutz überlassen? Natürlich nicht. Auch die Landverteidigung des Reiches strebt einem Gesamtplan zu, obwohl hier die natürliche Geschlossenheit der zusammenhängenden Meeresmasse fehlt. So wird der gesamte Riesenbesitz um den Indischen Ozean an drei Stellen verteidigt: im Osten zwischen Honkong, Singapur und Port Darwin, im Norden durch Tibet, Afghanistan und Persien als Vorfelder mit der in Nordindien stehenden englischen Armee im Hintergrund, im Nordwesten durch die Ländermasse von der libyschen Grenze Ägyptens bis nach Mossul und selbst Istanbul (wohl die zur Zeit wichtigste Verteidigungs- und Machtstellung Englands). Die genannten Stellen sind auch die einzigen, an denen im Weltreich größere Garnisonen stehen.

In diesem von Kapland bis Australien reichenden Länderbogen sind große Strecken einverleibt worden, nur um fremde Mächte und damit militärische Gefahren fernzuhalten, sind weiter eine Menge nominell durchaus selbständiger Länder in das englische Verteidigungssystem einbezogen, gleichgültig ob das in besonderen Verträgen zum Ausdruck kommt (Ägypten, Irak u. a.) oder nicht. Denn auch gegen den Willen eines fremden Staates pflegt England diesem eine Vorfeldrolle, d. h. eine Verteidigungsfunktion zuzuweisen, wenn es die Gesamtverteidigung gebietet. Die englische Verteidigungslinie liegt also nicht an den Grenzen der englischen Besitzungen, sondern greift weit über sie hinaus, indem sie ein riesiges interkontinentales Gebiet umschreibt. Dasselbe gilt aber im Norden, wo England sein Inselreich und die Wege ins und durchs Mittelmeer zu schützen hat. Auch dies soll nach englischer Auffassung keineswegs an seinen Küsten und auf seinen Wasserstraßen geschehen, sondern in einem vorgeschobenen Kranze von Vorfeldländern, die alle im Rücken an ihren Küsten die englische Flotte als Aufseher, Versorger und Antreiber, vor sich aber den europäischen Hauptgegner Englands als Kampfziel haben. Halb Europa, von Skandinavien über Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Griechenland (mit Spanien, Portugal im Hintergrund), ist so ebenfalls in die englische Verteidigungslinie einbezogen, als sei die Verteidigung Englands für diese Länder selbstverständlich. Daß England 1939 durch sogenannte „Garantien“ an Polen und Rumänien noch eine rückwärtige osteuropäische Verteidigungszone schaffen wollte, ist bekannt; aber erst im Blick auf den Grundgedanken der Gesamtverteidigung des englischen Monopols versteht man ihren Sinn. Dieser Sinn ist also auch zu Lande durchaus machtmopolistisch. Ohne Rücksicht darauf, ob die betreffenden Länder zu England gehören oder nicht, werden sie in Europa, Afrika und Südasien zu einem gewaltigen Verteidigungsblock zusammengeschmiedet. Nach englischer Ansicht und Absicht bilden sie den weiteren, den dynamischen englischen Machtraum.

So sind wir nun bei jenem einzigartigen, geschichtlich hochinteressanten Gebilde angelangt, das sonderbarerweise noch nie beschrieben und in seiner Entwicklung, seinen Anpassungen an die Zeitlage festgehalten und dargestellt worden ist: jener gleichsam unsichtbaren, d. h. juristisch nicht oder nur unvollkommen festlegbaren Linie, die aber als Grenze politischer Dynamik wichtiger ist als eine juristische Besitzgrenze. Einer Linie, die den größten Teil der Welt umschließt und zum direkten oder indirekten englischen Machtraum erklärt. Diese Linie ist es, die die wahre, wenn auch nicht stets äußerlich in Erscheinung tretende englische Macht und ihre Ansprüche sichtbar werden läßt. Ich habe sie auf der beigegebenen Karte eingezeichnet, so wie sie sich etwa um 1930 darstellt. Sie umfaßt nicht nur, wie selbstverständlich, sämtliche englischen Besitzungen, d. h. die weißen Dominien und die „farbigen“ Länder in jeder Abstufung unmittelbarer oder mittelbarer Zugehörigkeit zu England, sondern auch eine große Menge unabhängiger „farbiger“ Staaten und eine Menge europäischer unabhängiger Staaten, darunter nicht weniger als die Mutterländer und Kolonien von sechs europäischen Kolonialreichen (Portugal, Spanien, Belgien, Holland, Italien, Frankreich). Natürlich wechselt die Rolle, die die einzelnen Länder für England zu spielen berufen sind, nach Zeit und Gelegenheit. Es ist nicht gesagt, daß von jedem dieser Länder aktive Kriegsunterstützung verlangt werden wird oder jederzeit ver-

langt werden dürfte. Man kann eine Tafel aufstellen, die die Abstufungen anzeigt. Je nach der Lage kann es ebensowohl sein, daß ein Land die ganze folgende Liste hindurch gejagt wird, wie daß es auf einer der ersten Stufe belassen wird. Das mindeste, das England von den in seinem Machtraum gelegenen Ländern bei kriegesischen Verwicklungen erwartet, ist Neutralität. Diese wird jedoch sehr bald dahin ausgelegt werden, daß sie für England wohlwollend, für den Gegner übelwollend zu sein hat, besonders durch Einschränkung und Aufgabe des Handels mit dem Gegner, Ausdehnung des Handels mit England. Aufstellung schwarzer Listen von Firmen, die mit dem Gegner Geschäfte tätigten, vervollständigen die



Methode, und die Ausübung einer rücksichtslosen, an keinerlei Abmachungen sich bindenden Seepolizei mit ihrem Postraub, der Einsicht in alle Geschäftsgeheimnisse erlaubt, ermöglicht die Durchführung. Verlangen es die Umstände, so wird man von den Machtraumländern die Hergabe ihrer Tonnage fordern, sie unter Umständen konfiszieren. Weiter wird man die Hergabe von Häfen, Flugplätzen und anderen Stützpunkten zu militärischen Zwecken verlangen. Nächste Stufe ist die Forderung des Durchmarschrechtes für englische oder England verbündete Armeen. Das Ende ist das Ansinnen militärischen Anschlusses. Für das Spiel auf dieser Klaviatur stehen England unzählige Druckmittel wirtschaftlicher, politischer, militärischer Art zu Gebote, wie es auch andere Mittel: Bestechung, Morde, Sabotage keineswegs verschmäht. Auf der anderen Seite versteht es sich, daß der Druck der englischen Macht für manche der im englischen Raum liegenden Völker von einem Gefühl der Sicherheit begleitet ist. Einige glauben im Schatten Englands ein bequemes Dasein mit Weltbeziehungen fortsetzen zu dürfen, das sie sich selbst längst nicht mehr verbürgen könnten. Aber auch wenn englischer Schutz nicht schon so oft und auch heute wieder in die son-

derbarste Beleuchtung gerückt wäre, müssen die „Beschützten“ stets damit rechnen, als Vorfeld, d. h. als Kriegsschauplatz zu dienen.

Das ist das wahre Gesicht der englischen Macht. Es verrät Unwissenheit, England mit anderen großen Weltmächten auf eine Stufe zu stellen. England besitzt praktisch ein Weltmonopol. Bevor wir jedoch für dieses eine Formel prägen, müssen wir eine Einschränkung machen.

Bezeichnet man den von unserer Linie umschlossenen Raum als *pax Britannica*, d. h. diejenigen Flächen der Erdkugel, über die England eine oberste Entscheidung in den Fragen von Krieg und Frieden in Anspruch nimmt, so bleiben immerhin noch beträchtliche Gebiete übrig, die nicht zum englischen Monopol gehören. Sie bilden in der Hauptsache zwei Großräume, die den englischen Machtraum flankieren: die *pax Sarmatica*, das ist das von Rußland beherrschte geschlossene Gebiet Eurasiens (vgl. den Aufsatz im Februarheft) und die *pax Americana* oder das Gebiet der beiden amerikanischen Kontinente mit den USA. als Führer. Das ist die heutige politische Gliederung der Erde, und man sieht sofort, daß in ihr Deutschland und Japan, zwei der höchstkultivierten, höchstgerüsteten, den stärksten Volksdruck aufweisenden Mächte, sozusagen keinen Platz haben. Sie sind zwischen *pax Britannica* und *Sarmatica* eingezwängt, und jeder Schritt zur Expansion muß die Ansprüche eines dieser zwei Großräume verletzen! Nun hat England ohne Zweifel den Plan verfolgt, in diesem Krieg, wie schon 1914, aber nunmehr endgültig den nächsten und gefährlichsten Gegner, Deutschland, durch die von *pax Britannica* und *Sarmatica* gebildete Zange zu zerdrücken. Das Scheitern dieses Planes ist, wenn nicht alles täuscht, bereits von beträchtlich herabstimmender Wirkung auf die Festigkeit und Willigkeit innerhalb der *pax Britannica*, vielleicht sogar auf die Freundlichkeit der USA.-Reservestellung gewesen! Es hat sich gezeigt, daß das englisch-russische Zusammengehen 1907 bis 1917 eine Episode war. Und wie könnte es anders sein! Erinnern wir uns nochmals an das im ersten Aufsatz aufgestellte geopolitische Grundgesetz Europas von dem „Gefäll“ der von Norden und Osten kommenden Völker nach Süd und West und den „Rückstoß“-Tendenzen der früher nach Süd und West vorgedrungenen Völker. Die Weltstunde von 1500, die die westeuropäischen Völker über See führte, brachte jenem Gesetz nicht etwa das Ende, sondern eine ungeheure Erweiterung, die denkbar großartigste Anwendung! Das europäische, durch die Lage des Kontinents in seiner Richtung bestimmte Südwestgefäll verwandelte sich nun in ein durch die Lage der Meere bestimmtes Gefäll nach West, Süd bis zum fernen Südost; und der Rückstoß der an die Meeresküste vorgedrungenen europäischen Völker gegen die nachdrängenden binnenländischen verwandelte sich in den Versuch der zu imperialen Seemächten gewordenen Völker, die nordöstlich nachdrängenden im europäisch-asiatischen Kontinent zu blockieren und nicht zur Seeherrschaft zuzulassen. Und wie die Franken einst die in Gallien miteingedrungenen Germanen unterwarfen, um sich dann nach rückwärts gegen die nachdrängenden Stämme zu wenden (vgl. den Märzaußsatz), so gelang es im 17./18. Jahrhundert England auf dem weiten Meeresgebiet, die miteingedrungenen europäischen Völker als Seemächte zu schlagen, um sich dann gegen die aus Osten nachdrängenden Mächte zu wenden. So kam es zu der klassischen englischen Politik des 19. Jahrhunderts gegenüber Rußland, das sich im chronischen Vordringen durch alle Öffnungen nach Westen, Süden und Süd-

osten befand: es wurde blockiert, d. h. durch politisch-militärische Mittel auf seinen eurasischen Raum beschränkt. Nur die Tatsache der akuten Gefährlichkeit Deutschlands hat jene episodische Abweichung von 1907 bis 1917 hervorgebracht, um zunächst einmal Deutschland in Mitteleuropa einzusperren. Aber das vorläufige Gelingen dieses Rückstoßes gegen Deutschland 1918 hätte natürlich auch die ältere, in Wahrheit nie aufgegebene Rückstoßpolitik gegen Rußland wieder in den Vordergrund treten lassen, wenn sich nicht ein noch östlicherer Gegner von ebenfalls akuter Gefährlichkeit erhoben hätte: Japan. So wandte sich die Rückstoßpolitik der zur pax Britannica ausgewachsenen englischen Seegewalt auch gegen Japan, das man 1922 möglichst in bestimmte Schranken seiner territorialen sowie seiner maritimen Entwicklung einzuschließen suchte.

Was haben wir damit festgestellt? Die Fortwirkung jenes geopolitischen Grundgesetzes hat zur Politik der Blockierung des eurasiatischen Großraumes samt den beiden östlich und westlich anschließenden, keinem Großraum eingegliederten Mächten Deutschland und Japan durch die pax Britannica geführt. Mögen zwischen diesen drei Mächten auch Spannungen lokaler Art bestehen, so werden sie, wie man sieht, vom Rhein bis Tokio durch den gleichen Gegner bedroht, bzw. an jeglicher Entfaltung (die eben überall auf Kosten Englands gehen würde) gehemmt durch die pax Britannica. Insofern haben sie den gleichen weltpolitischen Nenner.

Dies ist aber nur die eine Seite der Medaille der englischen Macht. Auf der anderen erblicken wir jenen Satz, den ich schon ankündigte und der, ohne wohl jemals ausgesprochen oder aufgeschrieben worden zu sein, doch seit einem halben Jahrhundert die Grundlage der großen Politik Englands für seinen Machtraum bildet. Fast erschrickt man, wenn man ihn hinschreibt. Er lautet: Im Bereich seines politischen Weltmonopols duldet England nicht das Aufkommen oder Eindringen einer wahrhaft unabhängigen Großmacht. Eine solche wird vielmehr von England über kurz oder lang vor die Frage gestellt: **Symbiose oder Vernichtung**, d. h. gutwilliges Sicheinfügen in den englischen Machtraum und seine Tendenzen oder Kampf auf Tod und Leben!

Die erste Macht, die zu wählen hatte, war Frankreich. Schon einmal, im 18. Jahrhundert, war Frankreich als Kolonialmacht von England vernichtet worden; auch Napoleon konnte weder Seegewalt noch Kolonialherrschaft zurückgewinnen. Bekanntlich wurde der Zug nach Algier 1830 in der Folge zum Ausgangspunkt einer neuen französischen Kolonialentwicklung auf afrikanischem Boden, die unter Napoleon III. bereits eine (geglückte) Fortsetzung auf fernöstlichem wie eine (gescheiterte) auf amerikanischem Boden fand. Von Anfang an mußte es dem englischen Machtinstinkt verdächtig erscheinen, daß eine kontinentale und Mittelmeermacht, mit alten Interessen in Ostmittelmeerländern, auf der gegenüberliegenden afrikanischen Seite des Meeres Fuß fasste. Als nun aber der französische Besitz in Nordafrika anwuchs und ebenso wie die älteren französischen Küstengebiete in Westafrika um englischen Besitz herum ins Innere hinein vorgetrieben wurde, als Frankreich auf der Ostseite Afrikas in Djibuti und Madagaskar Einbruchstellen im innersten Gehege englischer Macht, dem Indischen Ozean, erwarb, während auch der hinterindische französische Besitz sich vergrößerte, war der

Fall akuter Großmachtgefahr im englischen Machtraum gegeben. Die Krisis kam mit der 1898 nach dem Sudan vorstoßenden Expedition des Majors Marchand. Der Sudan in französischer Hand — das bedeutete eine geschlossene französische Herrschaft vom Atlantik zum Indiamer, eine Bedrohung der englischen Mittelmeerstellung und der englischen Reichsstraße zu Wasser. Der Kriegsruf, den England damals austieß, bewirkte ein Zurückweichen Frankreichs, das sich besann, daß es noch eine andere, volkstümlichere Front hatte: die gegen Deutschland. Dies Zurückweichen Frankreichs wurde nun aber von England mit offenbarem Entgegenkommen und immer freundschaftlicherer Zusammenarbeit belohnt: 1899, 1903/04, 1905 sind die Hauptetappen: Rückzug Frankreichs aus den Nilländern, der Suezkanalflanke, dafür Förderung in Marokko, gemeinsame Front gegen Deutschland, Generalstabsbesprechungen. Die Symbiose ist fertig. Und sie blieb, bei allem Schwanken des gegenseitigen Verhältnisses, bestehen. Der tatsächliche Ausfall Rußlands, die Spannung zum neuen Italien waren nur geeignet, auch das übermütig gewordene Nachkriegsfrankreich in der Symbiose mit England festzuhalten. Heute verteidigt es den englischen Machtraum gegen uns!

Die andere Seite der Alternative erfuhr zuerst Deutschland. 1871 zur ersten Kontinentalgroßmacht aufgestiegen, betrat Deutschland nach 13 Jahren (1884 ff.) den Weg einer Kolonialgroßmacht und abermals nach 13 Jahren (1897 ff.) den einer Seegroßmacht. Gleichzeitig arbeitete es sich in die erste Reihe der Industrie- und Exportmächte vor. Das alles war um die Jahrhundertwende deutlich. Damals (1898 bis 1901) fanden jene viel umstrittenen deutsch-englischen „Bündnis“-Besprechungen statt. Mag man durch eingehende Aktenanalyse Motive und Ziele der handelnden Persönlichkeiten so genau bestimmen wie man will, so fällt bereits von der oben aufgestellten These auf diese Verhandlungen ein ganz klares Licht: damals wurde Deutschland vor die Frage gestellt, ob es England die pax Britannica verteidigen helfen und sich dabei eine gewisse, wahrscheinlich frostige¹⁾ englische Gönnerschaft erwerben wolle oder nicht; ob es in eine Art Symbiose mit England eintreten oder seinen gefährlichen Großmachtweg im englischen Machtraum auf eigene Faust und ohne Rücksicht auf die englischen Ziele fortsetzen wolle. Leider betrieb Deutschland damals eine minderwertige, teils doktrinaire, teils krämerische Politik. Aber das wesentliche ist, daß es die Symbiose mit der Gefahr einer Einordnung in ein fremdes politisches System instinktiv ablehnte und damit, ohne das im Augenblick schon zu wissen, das andere Los, das Los der Vernichtung zog, das England für die in sein Machtgehege eingebrochene, auf ihre Selbständigkeit pochende Großmacht bereit hatte — eine Großmacht, die bereits an zwei Stellen den geheiligten indischen Raum verletzte: mit Deutschostafrika und der deutsch-türkischen auf den persischen Golf gerichteten Politik! — Das ist die zweite Bestätigung unseres Satzes.

Im nächsten Fall, der englisch-italienischen Krisis, scheinen wir Unglück zu haben? Hier würde unser Satz widerlegt? Sehen wir zu. Ich deute nur an, wie Italien, erst seit 1860 ein Staat, erst seit der Jahrhundertwende mit wachsendem Großmachtwillen erfüllt, mit seinen ersten Kolonialansprüchen und -unternehmungen überaus unglücklich war und bis 1912 zu nichts gelangte als zu zwei un-

1) Vgl. das wichtige Wort Salisburys: „Sie verlangen zu viel für Ihre Freundschaft.“ S. stand freilich überhaupt dem Plan von vornherein mißtrauisch gegenüber.

erfreulichen glühendheißen ostafrikanischen Küstenstrichen ohne Hinterland. Die erste glückliche Kraftprobe war der Krieg 1912 gegen die Türkei, der Italien Libyen und die strategischen Stützpunkte im Ostmittelmeer, den Dodekanes einbrachte. Wenn es aber geglaubt hatte, auf diesem Weg von den Alliierten gefördert zu werden, als es an der Verteidigung des englischen Machtraumes gegen Deutschland im Weltkrieg teilnahm, so irrte es sich. Sein Lohn bestand in einer auch nicht unbedingten, vielmehr entscheidend eingeschränkten Förderung auf den im Norden und Nordosten anstoßenden Gebieten der zerschlagenen habsburgischen Monarchie, während seine kolonialen Vorteile ganz gering ausfielen. Diese Behandlung fand ebenso eine Reaktion in der faschistischen wie die Behandlung Deutschlands in Versailles in der nationalsozialistischen Bewegung. Mussolini also erneuert Italien, bleibt aber außenpolitisch durchaus abhängig. Mit anderen Worten Italien ist nach wie vor in der pax Britannica, im englischen Machtraum gelegen und wird entsprechend behandelt. Das ändert sich in den 30er Jahren. Fast gleichzeitig beginnt damals Japan im Osten seinen Marsch zur politischen Umwandlung des fernöstlichen Kontinents, beginnt Deutschland unter Hitler den Wiedereintritt in die große Politik. In dieser Lage macht Mussolini den Versuch, Italien eine völlig selbständige, nicht auf die englischen Wünsche abgestimmte Politik zu geben. In die Sprache unserer Formeln übersetzt, heißt das nichts anderes als: den englischen „Machtraum“ zu verlassen. Nach langer militärischer Vorbereitung beginnt er mit dem Angriff auf Abessinien, das erstrebte Hinterland jener heißen Küsten. Er glaubt sich der Zustimmung Frankreichs versichert zu haben. Frankreich kann jedoch die Symbiose mit England nicht aufgeben und schließt sich den von England den Genfer Völkern aufgedrungenen Sanktionen gegen Italien an. An seine Stelle tritt — Deutschland. Deutsche Kohle hilft die Sanktionen brechen. Die Achse ist fertig; der Austritt aus dem englischen Machtraum sozusagen erklärt. Nun müßte allerdings England zuschlagen und eine Macht vernichten, die im englischen Raum antienglische Wege zu gehen wagt. Aber das geschieht nicht. England bringt sein Maltaer Kampfgeschwader nach Alexandria in Sicherheit, läßt die wider alles Erwarten glänzend gelingende Eroberung Abessiniens geschehen und muß nun zusehen, wie die in Rom an der Via del Impero eingemauerten Marmortafeln mit der Darstellung der territorialen Entwicklung des römischen Reiches lebendig werden, wie es auf einmal dort einen „König und Kaiser“ gibt — ganz wie in England. Warum tat es das? Anfangs wahrscheinlich weil es Italien unterschätzte; dann weil seine Rüstung nicht auf der Höhe war, vor allem aber weil ja Italien damals nur eine von drei Großmächten war, die das englische Monopol los werden wollten. Aller drei Ansprüche gingen darauf hinaus, den englischen Machtraum zu zerlegen. Italien will ein mittelmeeerisch-nordafrikanisches Impero schaffen und darin Herr sein, es sei England lieb oder leid. Deutschland will die Neuordnung Mittel- und Osteuropas und sein altes afrikanisches Kolonialreich. Japan will die Neuordnung des fernen Ostens und die Selbstbestimmung seiner maritimen Stärke. Die Ziele der drei Länder sind ein einziger Angriff auf das englische Monopol. Und der englische Monopolist wußte ohne Zweifel Bescheid, warum diese Mächte eine gegenseitige Verständigung eingingen (wenn sie sie auch antikommunistisch taufen). Unter diesen Umständen suchte England den ihm im Augenblick wenigst gefährlichen Gegner los zu werden, indem es ein Kompromiß mit ihm

schloß (Ostervertrag 1938), das eine Anerkennung der abessinischen Eroberung enthielt, dafür aber Italien die Anerkennung des jetzigen Status quo im Ostmittelmeer und in Arabien, die Enthaltung von jeder antienglischen (militärischen wie propagandistischen) Politik auferlegte. Was für einen Wert hat ein solches Kompromiß? Vor allem den des Aufschubs. Mit anderen Worten der englisch-italienische Machtkampf ist noch nicht ausgetragen. Bleibt es bei dem Kompromiß, so wird dieses, je nach dem Gange der Weltangelegenheiten, mit Sicherheit früher oder später in eines der beiden Extreme der Alternative hinübergleiten, d. h. entweder zur wirklichen Emanzipation Italiens vom englischen Monopol führen oder zum Zurücksinken in die frühere Englandhörigkeit, also zur Erneuerung der Symbiose mit England. Die Bestätigung unseres Satzes durch die englisch-italienische Politik bleibt also vorbehalten!

England entschloß sich zunächst zu einer Bestätigung an anderer Stelle, nicht Japan, sondern wiederum Deutschland gegenüber. Nicht Japan, weil dessen Niederkämpfung im Fernen Osten nur mit Hilfe der USA.-Marine für England überhaupt in Betracht zu ziehen war, und überdies weil Deutschland die nächste, schwerste, England gleichsam im Nacken sitzende Gefahr darstellte. Deshalb wurde gegenüber Japan temporisiert und ein Rückzug ohne Ende angetreten, ohne Rücksicht auf den damit verbundenen Verlust an „Gesicht“ in Asien. Wir wissen heute, daß der Entschluß im Frühjahr 1939 feststand. Wahrscheinlich war er schon früher da. Jedenfalls in dem Augenblick, da es maßgebenden Engländern klar wurde, daß man von der verwegenen Diplomatie Hitlers überrumpelt worden und daß Deutschlands Wiederaufstieg auf neue und ohne Rücksicht auf England zu übende Weltstellung hinzielte. Seit 1935 erfolgt in Deutschland Schlag auf Schlag. Würde England das weiter dulden und durch sein Mitwirken fördern (Berchtesgaden), so würde nach Rückgabe der Kolonien eines Tages mitten im englischen Raume wieder eine Großmacht stehen, die bei weiterer Aufwärtsentwicklung und bei verbesserten und von einer enorm geschulten Nation gehandhabten Methoden England ganz überflügeln und es sozusagen in aller Freundschaft an die Wand drücken könnte. England aber muß in seinem großen Machtraum herrschen oder untergehen. Deshalb kommt die Frage der Symbiose hier jetzt gar nicht mehr in Betracht — vor einer Symbiose mit dem zukunftssträchtigen Deutschland hat man nach allen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte nur Sorge —, sondern nur noch der Kampf auf Tod und Leben. Seit dem Weltkrieg hat England vergeblich versucht, Deutschland sozusagen am Rande seines Machtraums zwischen Pax Britannica und Sarmatica einzuspinnen. Das ist gescheitert. Solange England sein Monopol nicht aufgibt, bleibt ihm nur die Möglichkeit der Vernichtung Deutschlands; und umgekehrt bleibt Deutschland, angesichts der englischen Ansprüche, nur der Weg, der zur Zerstörung des englischen Monopols führt, gleichviel ob wir das gern tun oder nicht.

Wo bleiben die vielberufenen „Vettern“? Wo die „Verständigungen“, Besuche usw.? Gebildete Menschen sollten über das wahre Wesen von Großmachtbeziehungen besser Bescheid wissen. Die Welt schien weggegeben — an England. Darauf ruht seine Politik seit vielen Generationen. Wer ein Stück der Welt haben will, muß es von England erkämpfen, wenn er sich ihm nicht symbiotisch einordnen will. Dies letztere können aber starke Völker gar nicht, denn der Monopolist würde eben schließlich

auch von der Gefahr einer freundschaftlichen Überflügelung zum Widerstand, Druck oder Kampf herausgefordert werden! Wie die Dinge liegen, bleibt Deutschland nichts als in Europa zu verkümmern oder eine der Weltmächte zu werden, und England nichts als Deutschland zu vernichten oder sein Monopol zu verlieren, dann aber vielleicht eines Tages zweitrangig zu werden.

Der Sinn dieses Krieges mit Bezug auf England ist also nicht: Kampf einer jüngeren gegen eine ältere Weltmacht. Wir wollten bisher von England nichts als was es ja selbst nur in Form von Mandaten an sich zu nehmen gewagt hatte: unsere Kolonien. Der Sinn des Krieges ist vielmehr: notgedrungenener Kampf gegen das britische Weltmonopol, weil dieses die Welt für jede Großmacht sperrt, die sich nicht zur Rolle eines stillen Teilhabers hergibt. Gegen dies Monopol kämpfen nicht wir allein, sondern auch andere Großmächte. Gegen dies Monopol werden auch andere Völker, die jetzt nicht zu den mächtigsten zählen, aber ihre Selbständigkeit lieben, Ansprüche erheben, soweit sie das nicht schon mit der Tat gewagt haben: die Türkei unter Kemal, Spanien, Ägypten, Iran, Arabien, China und das Land mit der undurchdringlichen Zukunft: Indien. Damit wird der deutsch-britische Gegensatz zu einem Gegensatz der Völker gegen England und der grundsätzliche Kampf Deutschlands gegen das englische Monopol zum grundsätzlichen Völkerkampf gegen ein unerträgliches Prinzip. Es handelt sich also um die Frage: Soll das bisherige Weltsystem mit der Oberherrschaft der Pax Britannica bestehen bleiben oder durch ein angemesseneres ersetzt werden? Soll England weiter als Gott auf Erden den Weltrichter spielen oder Gott selbst — in Gestalt aller derjenigen Völker, denen er Kraft, Geist und Fähigkeit zum Herrschen verliehen hat?

Wie soll es hier Kompromisse geben? Glänzend formulierte schon vor 30 Jahren H. Lea: „Entweder muß der Ring der angelsächsischen Oberherrschaft zerbrochen oder die Größe der anderen Nationen in Ketten gelegt werden.“ Als Schwärmer für angelsächsische Größe meinte er das zweite, die Völker haben das Recht, die erste Folgerung zu ziehen.

*

Die Macht Englands ist ungeheuer, mag auch ein Teil davon aus Ansprüchen und „Haltung“ bestehen. Die militärisch-strategische Möglichkeit ihrer Überwindung zu erörtern, ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes. Nur ein strategischer Grundgedanke soll genannt werden, weil er sich unmittelbar aus der Erkenntnis der Eigenart des englischen Machtraums ergibt. Die Kriegführung gegen England muß dieser Macht angepaßt sein, d. h. sie an ihren empfindlichen Stellen treffen, dagegen dort möglichst schonen, wo ihr bei einem Angriff nur neue Reserven zuströmen würden. Von Europa aus ist England zu treffen 1. im Mutterland, 2. in seiner ozeanischen Versorgung, 3. in seinem afrikanisch-vorderasiatischen Machtriegel. Das dritte wäre nur gemeinsam mit Italien möglich. Dagegen möglichst kein irgend zu vermeidender Angriff auf die wirklichen oder gezwungenen Freunde Englands (seine Machtraumvölker)! In der Verlockung hierzu besteht geradezu eine Falle des englischen Monopols. Denn nichts kann England erwünschter sein, als wenn man seine Freunde angreift, während es selbst sein Gebiet intakt hält und Menschen spart, und als wenn der Gegner sich an seinen Freunden verblutet! Durch eine auf veraltete politische

Situationen zugeschnittene Strategie sind wir im Weltkrieg dazu gelangt, uns ringsum an Englands Freunden und Mitläufern zu verbluten. Als Regel sollte gelten: jeder Tropfen Blut, der nicht im unmittelbaren Kampf gegen England, sondern im Kampf mit dessen Freunden vergossen wird, ist wahrscheinlich umsonst. Man kann England nicht in seinen Freunden schlagen.

Es wäre sehr falsch, England zu unterschätzen und zur eigenen Ermutigung ein einseitiges Bild seiner Schwächen zu entwerfen. Aber wenn man die große Stellung Englands so hervorgehoben hat, wie es hier geschehen ist, darf man doch auch, ohne auf Einzelheiten einzugehen, die nie unbedingt überzeugen, auf den kaum zu bezweifelnden Machtverfall hinweisen, dem England entgegengeht. Auch das englische Monopol gehorcht dem Naturgesetz von Aufstieg und Verfall: daß die Kräfte des Verfalls zutage treten, sowie der Aufstieg beendet ist. Welchen Aufstieg aber soll England noch nehmen? Die Pax Sarmatica kann es sich nicht eingliedern, und die Pax Americana würde in dem unwahrscheinlichen Fall einer angelsächsischen Fusion zu gemeinsamer Beherrschung der Welt unweigerlich das Schwergewicht zu sich herüberziehen: der Junge würde den Alten beerben, nicht umgekehrt.

Wahrscheinlich ist schon der Ausgang des Weltkrieges mit seinem scheinbar enormen Machtzuwachs für England ein Beginn des Abstiegs und der Sieg von 1918 ein Pyrrhussieg gewesen. Sehr interessant ist hier die Betrachtung des Völkerbundes vom Gedanken des englischen Machtraums her. England ging auf den Völkerbundplan ein, weil es hoffte, seine Machtraumvölker damit erstmals gleichsam organisieren und dieser Organisation die mehr oder weniger gefährlichen Outsider einfügen zu können, um diese dadurch zu beaufsichtigen: Erweiterung des englischen Machtraumes zum Weltbund unter englischer Leitung, damit auch von vornherein der Tendenz verpflichtet, die Ergebnisse des Weltkrieges zu verteidigen. Diese Absicht mißlang. In jeder Frage, in der ein Staat sich wirklich energisch gegen die Ergebnisse des Weltkrieges wandte (Türkei, Japan, Italien, Deutschland, Rußland), versagte der Bund. Warum? In jedem Bunde ist die Gesamtstärke proportional dem Einsatzwillen der stärksten Macht. Das Versagen des Bundes ist also nur ein Widerschein des mangelnden englischen Einsatzwillens. Anstatt Englands Stärke zu verkörpern, offenbarte der Bund Englands Schwäche! Er war kein Machtzuwachs für England; nicht bloß Outsider, sondern auch Glieder der Pax Britannica verließen verärgert den Bund. Ostentativ zogen sich nacheinander die drei Mächte des Massivs zwischen Rhein und Pazifik zurück. Der Versuch einer geräuschlosen Erweiterung des englischen Machtraums zur englischen Gesamtweltleitung ist gescheitert.

Englands Macht ist von seinem Reichtum untrennbar. Aber auch dieser Reichtum ist zur allmählichen Schrumpfung verurteilt. Er beruhte auf der Überraschung, ja Überwältigung der Welt durch das neue englische Wirtschafts- und Ausbeutungssystem. Aber allmählich war die Welt damit durchdrungen, ihre Marktgrenzen erreicht, und im gleichen Maß fanden die Völker, daß sie sich die in ihrem Leben schlummernden Reichtümer selbst aneignen könnten. Neue Verstrickung durch Anleihen! Aber schließlich wirkten in der gleichen Richtung die verschiedensten Energien: die Tüchtigkeitskonkurrenz begabter Völker, drastische Mittel wie Boykott, rücksichtslose Unterbietung, staatliche Eingriffe aller Art. „Autarkie“ (in weiterem Sinn) war auf dem Marsch — kein theoretisches System, das gegen den

theoretischen Liberalismus gerichtet gewesen wäre, sondern praktischer Kampf als Ausdruck der Erweckung der Völker der Welt durch das von England ausgegangene in wirtschaftsliberalem Gewand auftretende System. Die Autarkie war nicht so sehr gegen den theoretischen Liberalismus freier Weltwirtschaft als gegen die Aneignung der Früchte dieser Weltwirtschaft vorzugsweise durch England gerichtet. Sollte diese Tendenz plötzlich aufhören? Oder sind nicht die Verträge von Ottawa ein Zeichen dafür, daß England sich auf die Notwendigkeit künftiger Raumbegrenzung seiner Reichtumsquellen einzustellen beginnt?

Wenn man einen gewaltigen Gegner hat, ist es nicht übel zu wissen, daß auch ihm Grenzen gesetzt sind. —

Sollten wir in diesem Krieg Erfolg haben, würden wir da nicht einen Wunderbau zertrümmern? Kann es der Sinn eines Krieges sein, das Höchstorganisierte zu zerstören? Versuchen wir noch, darauf zu antworten. Wir haben den englischen Macht-raum Pax genannt. Unzweifelhaft besitzt oder beansprucht England in diesem Bereich die oberste Entscheidung über Krieg und Frieden. Ich sehe ganz davon ab, daß England, das sein Reich mit ungezählten Kriegen (darunter die skandalösesten, die man kennt) aufgebaut hat, nun als satter Großbesitzer jede Störung dieses Besitzfriedens als Verstoß gegen die guten Sitten ausschreit. Das ist leider natürlich, samt der darin liegenden Unwahrhaftigkeit. Ich frage aber: ist England überhaupt imstande und willens, den Frieden seines Raumes zu wahren? Konnte es den italienischen Angriff auf Abessinien, den japanischen auf Chinas Länder verhindern? Wollte es den spanischen Bürgerkrieg rechtzeitig beenden helfen und hat es nicht durch Unterstützung der subversiven Seite bewußt kriegverlängernd gewirkt? Hätte es nicht 1914 den Krieg verhindern können, wenn es die Lage nicht in jedem Falle zur Schwächung Deutschlands, zur Vermeidung des kleinsten Erfolges Deutschlands hätte benutzen wollen?

Aber betrachten wir den englischen Frieden noch grundsätzlicher: wenn „Friede“ aller höheren Religion heilig, wenn er im Christentum als Verkündigung, als Botschaft erscheint, so hat das jedenfalls nichts zu tun mit einer juristischen Plattform auf Grund einer vielleicht äußerst ungerechten Weltverteilung. Die Menschen des Mittelalters schlossen einen naiven Pakt zwischen der Beachtung des Friedens an den dem Herrn geweihten Wochentagen und dem natürlichen Wettstreit in kriegerischer Form, der an den übrigen Tagen geübt werden durfte. Wir haben das Friedensgebot längst in die Gesinnung und das Gewissen aufgenommen und machen jedem Staatsmann zur Pflicht, bevor er in der Verfolgung natürlichen Wettstreites zum Äußersten schreitet, sich vor dem Friedensgebot zu verantworten. Aber davon, daß der Mächtigste zum Friedensvogt aller derer ernannt sei, denen Gott auch die Fähigkeit der Weltgestaltung gab — davon weiß der Friede der Religion nichts. Eine echte Friedensordnung besteht darin, allen Fähigkeiten zur Entwicklung zu verhelfen, soweit die Erde reicht. Eine Ordnung, die das hindert, ist eine Interessen-, aber keine Friedensordnung; sie ist nicht „Kampf gegen die Gewalt“, wie England heuchlerisch erklärt, sondern Anwendung von Gewalt zur Aufrechterhaltung ungerechter Zustände, also Fälschung wahren Friedens.

Worin besteht nun überhaupt das Wunderbare und Hochorganisierte des englischen Monopols? Vor allem in einer unendlich komplizierten, hundertfach abgestuften Struktur, seiner Allgegenwart und doch wieder Unsichtbarkeit, der Dyna-

mik seiner Kraftlinien. Betrachtet man nur ein einziges Stück des ganzen magnetischen Gebäudes, die weißen Dominien, so staunt man, wie diese über die ganze Erde zerstreuten Blöcke ohne jede Reichsverfassung, ohne jede feste Ein- und Unterordnung außer der unter der gemeinsamen Krone nur durch freie Konferenzen und Notenwechsel ihren Zusammenhalt bewahren (der freilich nicht mehr unbestritten ist und sicherlich mit der Fähigkeit Englands, seine Tochterländer zu verteidigen, steht und fällt).

Ich nenne eine zweite kulturgeschichtliche Leistung Englands. Aber sie ist negativer Art. England hat durch die unmittelbare oder mittelbare Zusammenfassung so vieler Völker der afrikanisch-asiatischen Zone unzweifelhaft wesentlich dazu beigetragen, eine kulturelle Reaktion dieser den allerverschiedensten Stufen angehörnden Völker hervorzurufen. Nicht etwa gab es ihnen eine Reichskultur, nicht einmal den Völkern seines Empire. Die hohe englische Heimatkultur läßt sich nicht einfach verpflanzen, noch lag das in Englands Plan. Wo es doch unternommen wurde (Übertragung politischer Institutionen, Mission), dürfte es nicht gelungen sein. Eine englische Reichskultur gibt es jedenfalls nicht.

Man sieht hier leicht, wie England einem allgemeinen Verhängnis besonders ausgesetzt ist. Denn je größer ein Reich und je heterogener die Zusammensetzung der Bewohner — in beidem hat England den Gipfel erreicht —, um so weniger läßt sich lebendige Kultur pflanzen, um so mehr wird die äußerlichste Zivilisation das verbindende Element abgeben. Echte Kultur entsteht nur in verhältnismäßig kleinen Gemeinschaften; schon diese selben Gemeinschaften, zu Großvölkern entwickelt, zeigen Momente der Veräußerlichung, Technisierung, quantitativer statt qualitativer Bewertung, Entgeistung bei starker Rationalisierung. Das Wachstum der Kultur hält mit dem Wachstum der Gemeinschaft nicht Schritt. Verläßt aber die politische Organisation den Volksboden, wie durchweg bei Großreichen, so gehen unfehlbar Kultur und Staatsgrenzen auseinander. Je weiter und bunter zusammengesetzt das Weltreich, um so weniger ist hier eine Gesamtkultur möglich, um so mehr ist hier der Boden bereitet für eine veräußerlichte Spätkultur — das, was wir in Deutschland, im Gegensatz zum Westen, „Zivilisation“ nennen. Die Weltreiche sind Humus für bloße Zivilisation.

Unzweifelhaft hat England Elemente der Zivilisation in sein Reich und die Welt getragen, aber keine Kultur. (Ich rede hier nicht von den innerlichen Begegnungen, die Angehörige fremder Völker von geistiger Bereitschaft mit echter europäischer Kultur und bei der Geltung der englischen Sprache gewiß am leichtesten mit der Kultur des englischen Mutterlandes gehabt haben können, noch von den Wirkungen solcher Begegnung.) Eine geschichtliche Hauptwirkung Englands auf die Welt war ohne Zweifel die, daß es u. a. jene lange Völker- und Kulturenkette von Afrika bis zum Pazifik durch die ihnen auferlegte oder angebotene Zivilisation aufgerüttelt und ihre kulturellen Instinkte gereizt hat. Denn dadurch trug es — ungewollt — wesentlich bei zu dem allgemeinen Vorgang der Neugeburt und Verselbständigung von Völkern, der um die ganze Erde geht, Europa nicht ausgenommen. Dieser Vorgang hat zwei Hauptstücke: 1. die Völkerrenaissancen in Form nationaler, sozialer, religiöser Umwälzungen und Wandlungen. Und 2. die Bildung von wirtschaftlichen und politischen Großräumen um den Kern der

fähigsten und kraftvollsten, wissen wie auch „farbigen“ Völker¹⁾. Beide Vorgänge sind vom alten Europa angestoßen, nicht zuletzt von England und seinem Monopol. Aber soweit schöpferische Energien dadurch entfesselt werden, schöpferische Synthesen und Leistungen in Betracht kommen, ist das überall, im sich erneuernden Europa wie in der Welt, das Werk der Völker selbst. Und dieses Werk richtet sich gegen England. Beide genannten Vorgänge zielen letztlich auf eine Auflockerung und Auflösung des englischen Monopols; sie können, falls ihre Energien anhalten, durch Kanonen und Flugzeuge nur auf Zeit in Schranken gehalten werden. Stellen sie aber etwas Zukunftsträchtiges dar, so ist ihre künstliche Zurückhaltung Rückschritt. Der englische Machtraum kann beiden Bewegungen keine Nahrung mehr geben, er kann sie überwiegend nur noch aufhalten. Und so erscheint jener Wunderbau von hier aus heute schon mehr als Hindernis denn als Fortschritt. Die Völkerrenaissancen werden mit Recht sagen, daß ihre kulturelle und politische Neugeburt ihr eigenes Werk sein muß, daß es z. B. nicht genügt, Indien eine äußere und zivilisatorische Rahmeneinheit zu geben, wenn diese Einheit keine Idee haben darf, ferner daß es mit dem Selbstgefühl von Kulturvölkern unvereinbar ist, ewig außenpolitische Reserven einer fremden Übermacht zu sein. Die aufstrebenden Großraumvölker aber erklären, daß das englische Monopol für ihre Energien ein tödlicher Druck ist, während der englische Raum in seinen den anderen vorenthaltenen Teilen keineswegs ausgenützt ist²⁾. Sie weisen darauf hin, daß sie mancherlei einzusetzen haben, was England nicht hat oder nicht einsetzen will: 1. Eine Geburtenausfuhr wertvollen Menschenmaterials. 2. Eine Ausfuhr vitaler Energien jeder Art für die Erschließung versperrter Länder. 3. Schöpferische Gesamtplanungen zur Neugestaltung jener Länder, im Gegensatz zur Zufallsgestaltung und Einseitigkeit privatkapitalistischer Ausbeutung. 4. Den Willen zur Schaffung neuer Lebensformen für den Verkehr mit den Eingeborenen. —

Ich wollte nur andeuten: so gewiß wir in einem reinen Machtkampf stehen, so gewiß kommen hinter den Kriegswagen kulturelle Energien daher, die nach Auseinandersetzung verlangen. Davon soll jedoch hier nicht weiter gehandelt werden. Der Sinn des Kampfes gegen England wäre abschließend so auszudrücken: Es wird gekämpft 1. gegen jenes gigantische englische Rückstoßverfahren, das von den Meeren und südlichen Kontinenten aus die Nordhälfte der Alten Welt zu blockieren sucht. 2. Gegen das englische Weltmonopol, das den größten Teil der Erde, ohne ihn selbst erschließen oder noch kulturell bereichern zu können, anderen und in gewisser Weise selbst den Landesbewohnern gewaltsam vorenthält. Und es wird gekämpft für eine Art neues Gleichgewicht nicht Europas sondern der Welt und nicht von England sondern von allen gehalten: ein System des freien Zusammenspiels großnationaler Konzerne: Betätigungsfelder neuer Energien, Gestaltungsmöglichkeiten menschlich-organisatorischen Könnens auf der Erde.

Jeder Krieg ist eine Kraftprobe. Behält man die Oberhand, so erweist sich erst, ob man wert war, ihn zu gewinnen, ob man den Sinn des Krieges auch erfüllen kann. Darauf sind wir entschlossen, es ankommen zu lassen.

1) Wie man denn solche in der Bildung begriffenen Großräume schon prognostisch zu beschreiben unternommen hat. Vgl. Fried, Wende der Weltwirtschaft 1939.

2) Nach englischem Geständnis. Vgl. Inge, England (1934), S. 153: We shall probably not realize our opportunities [in den Überseeländern], till we have lost them!

PANDIT K. A. BHATTA

Britische Wehrpolitik in Indien

Der Brite steht in Indien fast seit 80 Jahren zwischen zwei entgegengesetzten Problemen, nämlich einer Art Präventivpolitik und der Frage der Gleichberechtigung für Indien. Wenn man aber die Wehrpolitik Indiens betrachtet, ist es klar ersichtlich, daß das Zünglein der Waage weit nach der Seite der Erpressungspolitik hin ausschlägt.

Die indische Armee ist heute auf der Grundlage der Feilheit aufgebaut. Sie rekrutiert sich mehr und mehr aus den ungebildeten und wilden Stämmen, die in den Grenzgebieten Indiens leben, sowie auch aus Engländern selbst. Dagegen aber

Die Verbreitung der indischen Kriegerstämme



ist die eigentliche Streitkraft Indiens langsam im Schwinden begriffen. Es gibt in Indien zehn bis zwölf gesonderte Stämme, die man als die eigentlichen Angehörigen der indischen Streitkraft bezeichnen kann. Sie haben als „martial-races“ eine geschichtlich begründete Tradition, die sich auf Jahrtausende zurückführen läßt. Diese Streitkräfte sind tapfer und heldenmütig, und ihre körperliche Kraft sowie ihre seelischen Qualitäten, Energie, geistige Beständigkeit, Opferwilligkeit und Disziplin wurden seit Generationen von einheimischen und ausländischen Befehlshabern hoch geachtet und geschätzt. Zu diesen Stämmen zählen¹⁾: 1. Pathans, 2. Sikhs, 3. Punjabis, 4. Jats, 5. Dogras, 6. Gurkhas, 7. Rajputs, 8. Gujars, 9. Marathas, 10. Moplahs. Dazu kommen auch einige Angehörige der Brahmanenkaste und der Drawiden, die zum großen Teil von den Ureinwohnern Indiens abstammen und heute meistens als „Aboriginal“ bekannt sind. Obwohl diese vorgenannten Stämme ihrer Kaste und Religion, ihren Sitten und Gebräuchen nach

¹⁾ Vgl. Sing, St. Nihal: India's Fighters (Their mettle, history and services to Britain). London, Sampson Low, Marston & Co., Ltd., 1914. S. 54 ff.

grundverschieden sind, offenbaren sie als Soldaten eine unwiderlegbare Einheit im Kampf, sobald es ihr Vaterland und Volk angeht. Von diesen Stämmen führen einige ihren Ursprung auf herrschende Familien zurück. Ihre äußerste Liebe gehört ihrem Vaterland, und sie sind jederzeit bereit, Hab und Gut, Blut und Geist im Dienste dieser heiligen Sache zu opfern. Weil der Brite in dieser hochherzigen Kriegerkaste eine drohende Gefahr für seine Herrschaft sah, hat er planmäßig diese Elemente fast seit hundert Jahren vom Militärdienst ausgeschaltet und langsam zugrunde gehen lassen¹⁾. Dies ist ein Beispiel von Großbritanniens grausamer Wehrpolitik in Indien.

Es gibt in Indien etwa 40 Millionen²⁾ Krieger, die Land und Volk zu verteidigen vollständig in der Lage sind und die Kampftradition besitzen. Heute ist kaum ein Prozent davon ausgerüstet. Wenn der Brite zwischen 1902 und 1904 die Punjabis, Gurkhas und Moplahs in großem Maße, besonders in der Infanterie und Kavallerie, ausgerüstet hat, so darf man nicht vergessen, daß er die Rajputs, Marathas, Jats, Sikhs und Dogras absichtlich zurückgelassen hat. Als Hauptbeweggrund dafür ist das Mißtrauen anzusehen. Bereits im Jahre 1859 wurde auf Vorschlag der Peel-Kommission hin eine besondere Politik, nämlich die Bildung von „Class companies“³⁾, durchgeführt. Danach hat man die indische Armee nach Kasten- und Religionszugehörigkeit eingeteilt, in getrennten Kompanien ausgerüstet und diese sorgfältig voneinander ferngehalten. Hierdurch hat man die Politik „Counterpoise of natives against natives“ oder „divide et impera“⁴⁾ zum erstenmal 1861 auch im Militär erfolgreich durchgesetzt. Es wurden mohammedanische Truppen gegen Hindus, Hindus gegen Mohammedaner und gegen diese beiden die Gurkhas als Streitkraft verwendet. Zu diesem Zwecke hat Briain H. Hodgson⁵⁾, ein britischer Botschafter, der 20 Jahre verkleidet als „Hermit of the Himalayas“ bekanntlich in Nepal lebte, erfolgreich seinen Einfluß in Nepal ausgeübt, die Gurkhas auch in britisch-indischem Militär ausrüsten zu lassen. Im Fall, daß alle diese Truppen einheitlich gegen die englische Macht kämpfen würden, standen noch die eigenen britischen Truppen zur Verfügung. Einerseits betrachtet der Brite die indischen Kasten, Religionen u. a. als eine Barrikade für die Einheit des Landes, und damit begründet er die Notwendigkeit seiner Herrschaft in Indien, erklärt aber diese als „White man's burden“. Um diese Last zu beseitigen, bemüht er sich angeblich, eine Einheit zu bilden, bevor er volle Freiheit oder den Dominionrang für Indien bewilligt. Andererseits aber nützt er selbst diese angebliche Barrikade sogar auch in der Wehrpolitik unter dem bekannten Motto „divide et impera“ weitgehend aus. Eine solche Opera comique kann nur von Engländern gespielt werden. Das Mißtrauen⁶⁾ gegen die indische Armee besteht nicht erst seit dem sogenannten Aufstand Indiens

1) Vgl. Besant Annie: „The Hindu.“ Madras, Dez. 8. 1927, und Sunderland J. T.: India in Bondage. New York, Lewis Copeland Co., 1929. S. 275 ff.

2) Vgl. Sunderland, J. T.: Ebenda. S. 287.

3) Vgl. Aiyar, P. S. S.: Sir: Work of the Indian Legislatures. Hrsg. von Annie Besant; Madras, The Indian Bookshop, 1923. S. 270.

4) Vgl. Sing, G. N.: Landmarks in Indian Constitutional and National Development (1600 bis 1919). Benares, The Indian Bookshop, 1933. S. 127.

5) Vgl. O'Malley, L. S. S.: The Indian Civil Service (1601—1930). London, John Murray, 1931. S. 289 f.

6) Vgl. Aiyar, P. S. S. Sir: Ebenda. S. 269 f.

im Jahre 1858, sondern begann bereits während des Regimes der Ostindischen Gesellschaft, und heute ruht die gesamte Militärmacht auf dieser Basis. Die Führung der indischen Truppen ist streng unter Kontrolle gestellt und gleichzeitig die „divide et impera“-Politik auch im Militär organisationsmäßig durchgeführt.

Diese Trennung und Teilung hat er nicht nur durch die „Class companies“, sondern auch durch geographisch und politisch verschiedenartige Aufteilung des Landes hergestellt. Eine einheitliche Militärgewalt für ganz Indien, nämlich für die indischen Provinzen, die unter britischer Kontrolle stehen, und für die Fürstenstaaten, deren höchstes Suzerienrecht der Brite selbst innehat, hat er nicht bewilligen wollen, da ja durch eine einheitliche Militärmacht für ganz Indien die Möglichkeit einer Einheit überhaupt geboten wird.

Um diese Gefahr zu vermeiden, müssen die provinziellen Truppen ständig in den Provinzen bleiben, wo sie ausgerüstet worden sind. Dadurch hat man neben den „Class companies“ auch den Provinzialismus im Militär durchgeführt. Zu diesen Maßnahmen kommen noch die „States Forces“, die von britisch-indischem Militär gesondert organisiert und nach dem Prinzip „divide et impera“ ausgerüstet worden sind. Diese „States forces“¹⁾ werden unter britischer Aufsicht rekrutiert und ausgebildet. Während der Friedenszeit von indischen Offizieren der Staaten ausgebildet, werden sie während der Frontzeit im Felde nur von britischen Offizieren geführt und bewegen sich immer in enger Beziehung und sogar parallel mit den britischen Truppen selbst. Auf diese Weise kann jede Spur von Unbotmäßigkeit bei den indischen Truppen sofort mit britischen Kanonen oder sogar mit der Luftwaffe beantwortet werden. Auch werden die indischen Truppen nach Beendigung eines Kampfes, wie es z. B. während des Weltkrieges der Fall war sofort vom Militärdienst entlassen und entwaffnet²⁾. Diese wehrpolitische Taktik zeigt deutlich das Mißtrauen, die Angst und sogar Feigheit der britischen Demokratie.

Diese Präventivpolitik wurde nicht nur in der Gliederung der Armee, sondern auch in der Ausrüstung und Ausbildung der Soldaten durchgeführt. Eine Politik der Einschränkung nur auf „Martial Classes“ in der Ausrüstung wurde vorgenommen und selbst diese für eine bestimmte „Class“ oder „Provinz“ begrenzt. Auf Vorschlag der Peel-Commission hin wurde die eigentliche indische Artillerie abgeschafft und an deren Stelle die britische gestellt. Nur in Gegenden, wo die Engländer aus klimatischen Gründen ihren Dienst nicht leisten können, wurden auch Inder, z. B. in Pionierkorps, „Mountain Batteries“ und ähnlichen Regimentern eingestellt, um damit den englischen Mannschaften eine Erleichterung zu verschaffen. Jedoch ließ man diesen Indern, ganz gleich ob Soldat oder Offizier, keine Möglichkeit, eigene Initiative und strategische Fähigkeiten in sich zu entwickeln; sie haben keinen Zutritt zu der Militärausbildung solcher Abteilungen wie Artillerie, Ingenieur- und Signalkorps, „Armored-Car Companies“, wo Schulungen und Spezialkenntnisse militärtechnischer und wehrkundlicher Art notwendig sind, wo sie also eine Gefahr für das britische Interesse bilden könnten.

Im Hauptquartier, dem „Staff of Commands“, waren die Inder mit Ausnahme einiger Angestellter in Clerical Posten und ähnlichen unbedeutenden Stellungen nicht berechtigt, Dienste zu leisten. Zum Ancillarydienst der Königskommission, der Soldatentransport, medizinische, veterinärische Ordonnanz, Kleiderabteilung, Remounts, militärische Übung und Erziehung umfaßt, haben die Inder keinen Zutritt. Auch in der Kavallerie und Infanterie der Königskommission waren die Inder bis 1919 nicht zugelassen. Im März des Jahres 1921 wurde durch

1) Vgl. Ghose, A. K.: Public Administration in India. Calcutta, Publ. by the University of Calcutta, 1930. S. 461; und Beatson Stuart, General: A History of the Imperial Service Troops of Native States. Calcutta, Government Press, 1903. S. 1—163.

2) Vgl. Sunderland, J. T.: Ebenda. S. 276.

das indische Parlament ein Gesetz herausgebracht, demnach jedes Jahr nicht weniger als 25% der Kandidaten der Königskommission für Seiner Majestät indische Untertanen zu bewilligen wären. Daraufhin erklärte Mr. Renouf¹⁾, daß diese Kandidaten nicht in der Lage sein würden, die Armee sorgfältig zu führen und daß hierdurch die Militärmacht in Indien leiden müßte. Wie paradox! Einerseits ist es unerwünscht, daß die indischen Soldaten und Offiziere eine allgemeine Ausbildung genießen. Andererseits aber erklärte Mr. Renouf, daß eine allgemeine Ausbildung absolut notwendig sei. Auf diese Widersprüche können nur die Hunderte von Konferenzen, Kongressen, Comities und Kommissionen antworten, da solche Fälle für Engländer, die „sage eine Lüge und halte daran fest“ als ihren Wahlspruch bezeichnet haben, überhaupt nicht diskutabel sind.

Nach den Verordnungen der Peel-Commission²⁾ hat man planmäßig alle Abteilungen der indischen Armee gekürzt. Bis dahin waren die indischen Truppen wenigstens zahlenmäßig sechsmal größer als die britischen. Nun wurde das Verhältnis der indischen Truppen zu den britischen auf 2:1 festgestellt. Sogar die Militärpolizei wurde als Gefahr für die britische Macht in Indien angesehen, und man beschloß, keine ernstliche Ausbildung für die Militärpolizei³⁾, die gänzlich von Indern gestellt wird, mehr zu erteilen, mit Ausnahme einer ganz geringen Ausbildung im Militärdienst, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Disziplin notwendig und unerläßlich ist.

Dieses Mißtrauen galt nicht nur den indischen Truppen, sondern auch den Fürstenstaaten. Daher wurden die „States Forces“ unter strenge britische Kontrolle gestellt und die Fürsten beraten, ihre Militärmacht nicht weiter zu stärken, sondern möglichst zu vermindern. Auch wurden die Truppengattungen der indischen Armee sowie die der „States Forces“ bekanntlich weit minderwertiger als die britischen Truppen in Indien ausgerüstet.

Darüber hinaus ist nun die britische Macht in Indien von Anfang an auf eine „Show of Force“-Politik⁴⁾ (säbelrassele Politik) und falsches Prestige begründet. Zur Befestigung dieser Politik wurde von englischer Seite aus stets die Minderwertigkeit der indischen Truppen gegenüber den britischen hervorgehoben. Da die Mannschaften der indischen Truppen keine allgemeine Ausbildung erhalten und von der übrigen Welt wie auch von Indien selbst gänzlich abgeschnitten und fast ganz isoliert leben, besteht wenig Möglichkeit zur Erlangung und Festigung eines eigenen nationalen Selbstbewußtseins. Obwohl das Volk selbst fast zu 85% mehr oder weniger national gesinnt ist, hat es keine Selbstverteidigungsmöglichkeit, weil es seit Generationen unbewaffnet und wehrlos geblieben ist. Die indische Wehrmacht dient weder dem Volk noch dem Lande, sondern durchaus nur dem Interesse des britischen Imperiums.

Trotzdem war man mit dieser Organisation nicht zufrieden, weil während des Afghanischen Krieges (1878—1880) mehrere Fehler in der Armee entdeckt worden waren. Nach dem Vorschlag einer neuen Eden-Kommission⁵⁾ (1879) wurden wichtige Änderungen durchgeführt.

Die Abschaffung der provinziellen Armee und die Aufstellung einer einheitlichen Armee für ganz Indien wurde im Jahre 1891 durchgesetzt und vier Jahre später (1895) die gesamte

1) Vgl. Aiyar, P. S. S. Sir: Ebenda. S. 271.

2) Vgl. Sing, G. N.: Ebenda. S. 127 f.

3) Vgl. Aiyar, P. S. S. Sir: Ebenda. S. 269.

4) Vgl. Sunderland, J. T.: Ebenda. S. 265 ff. und Aiyar, P. S. S. Sir: Ebenda. S. 270.

5) Vgl. Ghose, A. K.: Ebenda. S. 420 f.

Streitmacht Indiens der Aufsicht des Generalgouverneurs in Council unterstellt. Im Jahre 1903 wurde die gesamte Streitmacht Indiens als „Indian Army“ bezeichnet. Schon ab 1900 wurden die indischen Offiziere der indischen Armee nur für die innere Verwaltung der Armee eingesetzt, während die britischen Offiziere die Parade und im Felde kommandierten.

Dann kam Lord Kitchener¹⁾ (1902–1909) als Generalfeldmarschall nach Indien und übernahm dieses Amt mit einer gewaltigen Neuregelung der Armee. Während dieser Zeit befürchtete man einen unhaltbaren indorussischen Konflikt. Um einen solchen verantworten zu können, hat Lord Kitchener die Streitmacht Indiens weiter gestärkt. Er hat sie besonders an dem nordwestlichen Grenzgebiet konzentriert, wo er zwei gewaltige Armeen, die jederzeit in Bereitschaft zur Verteidigung gegen russische Angriffe lagen, aufstellte. Diese Maßnahme wurde allerdings nicht nur zum Schutze der Grenze, sondern auch zur weiteren Entwicklung der „Forward Policy“ vorgenommen. Obwohl diese Reorganisation eine noch größere Last für das Volk bedeutete, brachte Lord Kitchener keine Möglichkeit zum Aufbau einer nationalen Armee mit. Für den gefürchteten indorussischen Konflikt sowie die dauernd seit 1849 entstandenen Zusammenstöße an der Nordwestgrenze selbst ist zweifellos zum großen Teil allein die bekannte „Forward Policy“ verantwortlich zu machen²⁾. Hätte der Brite diese Policy nicht zutage gebracht, so wäre der unhaltbare Konflikt zwischen Rußland, Afghanistan, Nordwest- oder anderen Grenzgebieten und Indien nicht in dem Maße, wie er selbst heute noch existiert, entstanden. Wegen dieses Konfliktes hat nicht Indien, sondern Britisch-Indien in den vergangenen 19 Jahren über 75 Militärexpeditionen und sogar einige regelrechte Kriege ausgerüstet und durchgeführt. Indien selbst hat keine Differenzen mit den Ländern wie Persien, Afghanistan, Rußland, Tibet und China, die Indien direkt oder indirekt angrenzen, gehabt. Indien hat keine Absicht, ein Gebiet dieser Länder zu annektieren³⁾. Es ist aber die Begierde des „British War Office“ und des Auswärtigen Amtes, die nach den Grundsätzen ihrer „Forward Policy“ die indischen Grenzen weiter verschieben will. Zahlreiche Angriffskriege und Militärexpeditionen, die England an den Grenzgebieten Indiens und auch im Auslande durchgeführt hat, waren gegen den Willen des indischen Volkes und tragen unstreitig den Charakter des Imperiums⁴⁾. Dafür wurde das indische Blut und ungeheuer viel Volksvermögen geopfert. Nach dem Esher Committee (1920) war das englische Ziel der Aufbau eines gesunden Imperialmilitärsystems auf indischem Boden, einer fremden Last für Indien, die das Volk finanzieren sollte. Von Humanität und Gerechtigkeit ist hier keine Rede. Es wurden allerdings Stimmen selbst von verschiedenen Vizekönigen und Staatssekretären Indiens gegen diese Imperialmilitärpolitik im Namen der indischen Regierung laut. Aber diese predigten natürlich tauben Ohren, da erstens diese Machthaber in Indien vom „War-Office“ London diktiert werden und es zweitens ganz gleich ist, ob Vizekönig, Staatssekretär Indiens oder „War-Office“ und Lordkapitalisten des englischen Parlaments sprechen. Sie alle haben nur ein Ziel vor Augen, und darin sind sie sich immer einig.

1) Vgl. Sing, G. N.: Ebenda. S. 213 ff.

2) Vgl. Thakurdas, P. Sir: *Work of the Indian Legislatures*. Hrsg. von Annie Besant; Madras, The Indian Bookshop, 1923. S. 284 f. 3) Vgl. Thakurdas, P. Sir: Ebenda. S. 285.

4) Vgl. Shah, K. T.: *Governance of India*. Bombay, N. M. Tripathi & Co. 1924, S. 360 ff., und Barrow, G. Sir General: *Modern India*. Hrsg. von Sir John Cumming. London, Oxford University Press, 1931. S. 73.

Darüber hinaus bedeutet es nun vom rein geopolitischen Standpunkt aus gesehen einen grausamen Selbstmord, wenn man durch die infolge des Imperialmilitärsystems unterstützte „Forward Policy“ die Pufferstaaten, die zwischen zwei Großmächten liegen, vernichtet. Sie sollten ganz neutral, unbeeinflusst von beiden Großmächten, bleiben. Dies war in Afghanistan und Tibet aber nicht der Fall. Die schon seit langem vorgesehene „Scientific Frontier“¹⁾ an der Nordwestgrenze, die fast eine Hälfte von Afghanistan umfaßt und Tibet zeitweise entweder von Rußland, China oder von British-Indien beeinflussen läßt, trägt die allerersten Keime der zukünftigen Katastrophe zwischen Rußland, China und Indien in sich. Wenn zwei Großmächte unmittelbar aneinander grenzen würden, wäre es unmöglich, beide Völker vor einer dauernden Gefahr zu schützen und Ruhe und Besonnenheit aufrechtzuerhalten. Nach heutiger Strategie, heutigen Wehrmitteln und heutiger Wehrkunst wäre es eine gegebene und gesunde Wehrpolitik, wenn man einen solchen wohlverwalteten mächtigen Pufferstaat als neutrale Schranke ungestört weiter bestehen ließe. Warum die fähigsten Köpfe im Wehrdienst Indiens, wie Lord Kitchener u. a., sich nicht darüber ernste Gedanken gemacht haben und diese grausame „Forward Policy“ bis auf den heutigen Tag bestehen lassen und sie auch noch weiterhin aufrechterhalten, ist sehr problematisch. Damit hat sich Indien mit diesen Pufferstaaten verfeindet, und diese Politik veranlaßt die Pufferstaaten, mit anderen Großmächten ernstlich in Verbindung zu treten.

In wehrpolitischer Hinsicht hat auch diese neue Organisation von Lord Kitchener keinen Segen für Indien gebracht. Durch die fortdauernde kostspielige Wehrpolitik an den Grenzgebieten und die Imperialmilitärpolitik ist das indische Volk in noch nie dagewesene Armut und Not geraten. Nach Berechnungen moderner Verkehrspolitik, Strategie und Wehrkunst könnte man in der Militärverwaltung und Ausführung ungeheuer viel Menschenmaterial und Volksvermögen sparen. Aber solange die Forward Policy mit eindeutigem Imperialcharakter noch bestehenbleibt, ist es unmöglich, einen Fortschritt in der indischen Wehrwirtschaft zu erreichen. Von Jahr zu Jahr sind die Militärunkosten gestiegen.

Vor 60 Jahren (1879) wurden diese Kosten nach dem Vorschlag der Eden-Kommission von 150 Millionen Rupien auf 139 Millionen herabgesetzt. Danach stiegen sie wieder, und im Jahre 1885 wurden sie auf 190 Millionen erhöht. Kurz vor dem Weltkriege wuchsen sie sogar bis auf 319 Millionen Rupien an. Im Jahre 1922 betrugen diese Kosten, obwohl die Stärke der Truppen kaum gestiegen war, etwa 736,6 Millionen Rupien, und heute hat man sie durchschnittlich pro Jahr auf 500 Millionen festgesetzt. Da die Militärgewalt für die innere Verteidigung und überhaupt für die innere Sicherheit gerade in der vergangenen britisch-indischen Periode der britischen Krone (1858—1939) sehr wenig benötigt war, machen sich die „Forward Policy“ und „Imperial Military-Policy“ allein verantwortlich für dieses gewaltige Steigen der Kosten der Wehrmacht Indiens. Dies wurde sogar von dem ehemaligen Ministerpräsidenten Ramsay Macdonald²⁾ mit folgenden Zeilen als unberechtigt erklärt: „Undoubtedly, India has not been dealt with fairly in this respect... In any event the present plan, by which India pays for the Imperial army stationed there, without in any way determining policy, is as bad as it can be.“

Darum versuchten die indischen Nationalisten eine nationale Armee aufzubauen und die vorhergehenden beiden, durch eine fremde Wehrpolitik gewaltsam auf-

1) Vgl. Thakurdas, P. Sir: Ebenda. S. 284.

2) Vgl. MacDonald, J. R.: The Government of India. London, The Swarthmore Press, Ltd., 1920. S. 155.

gezwungenen Einrichtungen aus der Welt zu schaffen. Sie bezeichneten dieses System als „Indisierung der Wehrmacht“. Obwohl diese Frage bereits im Jahre 1887 im nationalen Kongreß erörtert war, hat England dazu nicht ernstlich Stellung genommen. Erst nach dem Weltkrieg wurde eine gewisse Entwicklungsmöglichkeit für die indischen Truppen sowie für die Truppen der feudalen Staaten bewilligt.

Im Jahre 1916, während der Montford Reformakt noch im Gange war, hat selbst ein britischer Staatsmann, Sir William Duke¹⁾, folgendes vorgeschlagen: 1. In der Bewaffnung darf kein Unterschied zwischen englischer und indischer Bevölkerung gemacht werden. 2. Eine Territorialarmee soll freiwilligen Indern die Möglichkeit geben, sich beliebig eintragen zu lassen. 3. Im allgemeinen soll auch Indern zu allen Zweigen der Wehrmacht Zutritt bewilligt werden. Das indische Parlament hat ersucht, in dem Standard zwischen „Auxiliary Force“, die teilweise von Engländern und fast zu 75% von Angloindern, und dem der Territorial-Force, die nur von freiwilligen Indern ausgerüstet war, keinen Unterschied zu machen; die Last der Selbstverteidigung Indiens im wirtschaftlichen Interesse den Indern zu übertragen und die Territorial-Force weiter zu stärken und damit die gesamten britischen Truppen im Verhältnis zu den indischen möglichst einzuschränken. Man hat weiter vorgeschlagen, die Territorial-Force in etwa 10 bis 20 Jahren auf bis 200 000 Mann zu erhöhen und in den Provinzen besonders bewaffnete und gut ausgerüstete Polizeibataillone einzusetzen, damit die innere Sicherheit leicht und nicht allzu kostspielig zu gewährleisten ist.

Obwohl der Brite sich im Weltkriege von der Loyalität der indischen Truppen, die für Großbritannien tapfer gekämpft und damit dem Briten zum Siege verholfen haben, sowie von der Opferbereitschaft des indischen Volkes durch Zeichnung einer großen Krieganleihe voll hat überzeugen können, verweigerte er es, diesen Plan einer Indisierung der Armee verwirklichen zu lassen. Selbst ein englisches Parlamentsmitglied, Dr. Rutherford²⁾, fragt sein eigenes Volk, ob es nicht zu den „greatest moral cowards“ gehöre, daß es die Indisierung der Armee planmäßig verhindert und die Inder ernstlich zu keiner Armeekarriere zugelassen habe. Von finanzieller Seite gesehen, würde diese Indisierung der Armee ein großes Glück für das Volk bedeuten, denn die gesamten Unkosten der Armee würden auf ein Drittel oder sogar auf 50% sinken. Die indischen Soldaten und Offiziere würden sich als reich betrachten, wenn sie nur eine Hälfte von dem Sold der britischen Offiziere und Soldaten bekommen würden. Außerdem würden durch solche Indisierung die Arbeitslosen in den mittleren und den Arbeiterklassen weitgehend unterstützt werden. Die Engländer aber zeigten sich allen solchen Argumenten gegenüber gleichgültig aus Furcht, daß die Inder einen Freiheitskrieg gegen Großbritannien führen würden, wenn die Indisierung der Armee durchgesetzt würde. Die ganze Welt weiß, daß man Indien vor dem Weltkrieg den Dominion-Status versprochen hatte. Nachdem England aber den Endsieg in erster Linie Indien zu verdanken hatte, welches während des Weltkrieges für das Imperium über 10 Milliarden³⁾ Rupien und Tausende von Truppen zu seiner Verfügung stellte, und diese vorübergehende Gefahr vorbei war, waren Versprechungen und Dankbarkeit unverantwortlicher Weise vollständig im Rausch des Imperialismus versunken.

1) Vgl. Sing, G. N.: Ebenda. S. 534 ff.

2) Vgl. Rutherford, V. H.: Modern India. London, The Labour Publ. Co., Ltd., 1927. S. 167.

3) Vgl. Das, T.: Indien in der Weltpolitik. München, Verlag George D. W. Callwey, 1932. S. 208.

Seit dem Jahre 1927 sind jedoch einige Maßnahmen vorgenommen worden, die der Welt zeigen sollen, daß der Brite die Absicht hatte, eine nationale Armee in Indien aufzubauen. Diese wohlklingenden Maßnahmen sind teilweise nur zu seinem eigenen Gunsten vorgenommen und teilweise niemals praktisch verwirklicht worden. So wurde es zunächst bewilligt, die Fabrikation der Munition und eigener Waffen in Indien selbst vorzunehmen. Diese Unterstützung geschah, nicht weil man damit zur Indisierung der Armee beitragen wollte, sondern weil es während der Kriegszeit deutlich bewiesen worden war, daß der Munitionstransport aus der Heimat sehr schwierig und nicht ohne Verluste vor sich gegangen war. Sodann wurden auch jedes Jahr den Indern ein Paar Plätze in der Königskommission freigelassen. Auch wurde eine Territorialarmee, die nur von freiwilligen Indern gebildet sein sollte, gegründet. Diese Maßnahmen sind aber selbst nach dem Ausspruch eines britischen Parlamentsmitgliedes eine „opera Comique“. Dieser Engländer ¹⁾ hat errechnet, daß sich nach den vorgenommenen Maßnahmen eine nationale Armee in Indien erst in 800 Jahren verwirklichen lassen wird.

Die „Skeen-Committee“ ²⁾ (1926) ersuchte das indische Parlament, die Wünsche zur Indisierung der Armee durchzuprüfen. Im Jahre 1922 wurden diese Wünsche von der britisch-englischen Regierung als richtig und angemessen erklärt. Jedoch sind erst nach weiteren drei Jahren die vorgenannten geringfügigen Maßnahmen vorgenommen worden. Die Zeit, das Vermögen und die Energie, die man für diese Durchprüfungszwecke geopfert hat, hätte man sparen können, wenn man ehrlich, aufrichtig und nicht mit Selbstsucht beladen gewesen wäre. Die britische Taktik offenbart wiederum die bekannte Zeitgewinnungspolitik auch in der Wehrmacht. Der Brite hatte es nicht einmal für nötig gehalten, sich Gedanken darüber zu machen, in welcher Gefahr seine Ehre und sein Prestige vor den Augen der Welt standen und welche Katastrophe er über Indien gebracht hatte. In der gegenwärtigen wehrpolitischen Lage der Welt werden sich Chaos und wenigstens vorübergehende Anarchie in Indien kaum vermeiden lassen, wenn nicht sofort durchgreifende Maßnahmen zur Indisierung der Armee und zur Selbstverwaltung vorgenommen werden. Die volle Indisierung der Armee ist ein „sine qua non“ für die Bewilligung der Selbstverwaltung und der Selbstverteidigung des Landes. Es ist dabei nicht absolut notwendig, eine Periode von hundert Jahren einzusetzen, um die Indisierung der Armee durchzuführen. Umgekehrt ist aber eine nationale Armee absolut notwendig, da ohne diese eine Selbstverwaltung und Selbstverteidigung unmöglich ist.

Darüber hinaus kann von einer Indisierung der Armee keine Rede sein, solange die ganze indische Streitkraft nicht unter vollständiger Kontrolle des indischen Parlaments steht und nach dessen Willen organisiert wird. Bis zum Jahre 1908 waren die Militärverwaltung und die ausführende Gewalt der Armee unter die Mitglieder der Militärgewalt des „Council of States“ und dem Generalfeldmarschall verteilt. Im Jahre 1909 wurden diese beiden Gewalten dem Generalfeldmarschall selbst anvertraut, da man besonders im Felde den Nachteil dieses Systems erfahren hatte. Bis zum Jahre 1920 hatte das indische Parlament keine Stimme in den

1) Vgl. Rutherford, V. H.: Ebenda. S. 166.

2) Vgl. Keith, A. B.: A Constitutional History of India (1600—1935). London, Methuen & Co., Ltd., 1936. S. 281.

Militärangelegenheiten gehabt. Obwohl die Lage heute nominell geändert worden ist, bleibt es immer noch eine „Opera Comique“, da das Parlament seine Wünsche nur zum Ausdruck bringen darf, aber in keiner Weise ausführende Gewalt besitzt¹⁾. Der Generalfeldmarschall²⁾ der indischen Armee trägt als Ratgeber für die indische Regierung, für die indische Wehrmacht und deren geschäftliche Angelegenheiten die gesamte Verantwortung. Wenn aber zwischen dem Generalfeldmarschall und der indischen Regierung eine Meinungsverschiedenheit entstehen sollte, so hat der Staatssekretär für Indien die Vollmacht, gegen den Willen des Generalfeldmarschalls und der indischen Regierung seine Entscheidung durchzusetzen. Die Entscheidung des Staatssekretärs ist sogar ausschlaggebender als die gemeinsame Entscheidung der indischen Regierung und des Generalfeldmarschalls. Obwohl in der inneren Militärverwaltung die indische Regierung, Generalfeldmarschall und Staatssekretär für Indien die Oberhand haben, besitzen der Generalgouverneur im Council und „British War Office“ in London die gesamte ausführende Gewalt. Vielleicht ist es zu verstehen, wenn Fragen imperialistischen Charakters vom British War Office in London erörtert werden und unter dessen Kontrolle stehen müssen. Aber solange die gesamten Kosten der Streitkraft aus der indischen Schatzkammer eingezogen werden, ist es lächerlich, daß der britische War-Office, der 10000 km fern von Indien seinen Amtssitz hat, die gesamte ausführende Gewalt unter seine Kontrolle stellt. Natürlicherweise sollten die innere Sicherheit und die Verteidigung gegen äußere Angriffe, die Indien selbst betreffen, direkt unter der Aufsicht der indischen Regierung bleiben. Auch nach der neuen Verfassung vom Jahre 1935 sind in dieser Hinsicht keine wesentlichen Änderungen geschehen. Die Wehrwirtschaft wird nach dem Willen des Generalgouverneurs verwaltet, obwohl es erwünscht ist, daß er vom indischen Parlament und den Ministern in dieser Hinsicht beraten wird. Das Parlament kann die wehrwirtschaftlichen Fragen erörtern und diskutieren, aber es hat keine Stimme gegen die Entscheidung des Generalgouverneurs. Die Ausübung von Militärgewalt zum Zwecke der inneren Sicherheit steht vollständig unter der Kontrolle des Generalgouverneurs und weiter unter der Autorität der noch werdenden Föderalregierung (Bundesregierung Indiens). Es steht fernerhin unter des Generalgouverneurs Entscheidung, die indischen Truppen zum Imperialdienst nach dem Auslande zu transportieren, wenn es vom British War Office bzw. von der britischen Regierung gewünscht wird. Obwohl in diesem Fall das Einvernehmen mit dem britischen Parlament als notwendig erklärt worden ist, handelt der Generalgouverneur beliebig nach seinem Willen; und wenn die Truppen schon unterwegs sind, kann es vorkommen, daß er feierlich das Parlament benachrichtigt, indem er ein Telegramm „Indische Truppen sind nach China geschickt worden“ sendet. Solches Benehmen, das die Gesetze verletzt, ist wiederholt vorgekommen und unter lebhafteste Kritik gestellt worden. Unter diesen Machthabern des Militärs Indiens bleibt die Indisierung der Armee fast außer Frage. Außerdem sind diese Probleme in der neuen Verfassung nicht einmal zum Ausdruck gebracht worden.

1) Vgl. Thakurdas, P. Sir: Ebenda. S. 283.

2) Vgl. Bhatta, K. A.: Die Wehrmacht Indiens. Ztschr. Volk und Wehr. Jg. 8, Heft 6, 1939. Berlin, Verlag für Volkstum, Wehr und Wirtschaft. S. 4 f.

Um die Indisierung der Armee möglichst aufzuhalten, hat der Brite seit 80 Jahren eine eigenartige strategische Politik durchgeführt. Fast alle strategische Macht in Indien steht entweder direkt unter britischer Kontrolle oder es sind die Angloinder die eigentlichen Herren¹⁾. Die gesamte Zahl der Angloinder in Indien beträgt etwa 140000 Menschen. Davon sind 27000 allein in der Auxiliary Force tätig, und die restlichen Angloinder haben die Oberhand in Sicherheitsdienst, Post, Telegraphenwesen, Rundfunk, Eisenbahn sowie auch im übrigen Verkehrswesen Indiens. Sie haben sich ausnahmslos als Landesverräter²⁾ Indiens gezeigt, und sie scheinen den Engländern geeignet, diesen wichtigen Teil der wehrpolitischen Macht unter ihre Aufsicht stellen zu können. Politische Lügen und Greuelmärchen über die Kultur der Bevölkerung und falsche Nachrichten werden im Dienst der Engländer durch sie verbreitet. Wichtige Zweige des Nachrichtendienstes, wie „Reuter“ u. a., stehen in Indien direkt unter ihrer sorgfältigen Aufsicht. Sie betätigen sich als die eigentlichen politischen Hetzer in Indien. Die Hindus und Moslims, die Fürsten und Nationalisten, die Brahmanen und Nichtbrahmanen, die Reichen und Armen, die Arbeiter und Bauern zu entzweien und die „Divide et impera“-Politik weiterzubetreiben, hierfür sind die Mischlinge (Angloinder) infolge ihrer zwiespältigen Herkunft besonders geeignet, und damit geben sie das eigentliche und beste politische Instrument für die Engländer ab. Die indischen Nationalisten sind deshalb auch die bittersten Gegner dieser machthabenden Angloinder.

Die nationale Partei Indiens, mit fast 85% der Bevölkerung hinter sich, hat bekanntlich erklärt, daß sie Großbritannien und der heutigen Weltpolitik Englands keine Hilfe leisten würde³⁾. Diese mutige Erklärung bedeutet einen gewaltigen Schlag für die britische Wehrpolitik in Indien. Auch auf der Seite der Angloinder stehen noch einige Landesverräter Indiens⁴⁾, wie einige Fürsten, manche Großpächter und Kapitalisten und auch zum großen Teil die indischen Christen, die von ihren angloindischen oder britischen Missionaren bekehrt worden sind. Diese alle halten meist immer noch zu den Engländern und lassen die britische Wehrpolitik in Indien wie zuvor ruhig weitertreiben. Ihnen steht zweifellos die gewaltige politische und wirtschaftliche Macht Indiens zur Verfügung. Daher ist es, solange man diesen Elementen noch weiter ihren Einfluß läßt, für Indien fast unmöglich, die wehrpolitische Gewalt unter seine Kontrolle zu stellen und die Indisierung der Wehrmacht zu verwirklichen, wenn nicht gerade eine blutige Revolution diese Verräter spurlos verschwinden läßt.

1) Vgl. Stark, H. A.: *Hostages to India*. Calcutta, The Calcutta Fine Art Cottage, 1926. S. 140; und Brockway, F.: *Indien* (Die Weltpolitik Band 2). Dresden, Buchverlag Kaden & Comp., 1931. S. 32.

2) Vgl. Stark, H. A.: *Ebenda*. S. 42 ff.

3) Vgl. *Orient-Nachrichten*. 5. Jg. Nr. 22/23. Dez. 1939. S. 315.

4) Vgl. Bhatja, K. A.: *Indiens Freiheitskampf*. Stuttgarter Neues Tagblatt. Nr. 470, 26. Okt. 1939. S. 2.

HABIBUR RAHMAN

Die Stellung Afghanistans in Zentralasien

Nachdem der jetzige europäische Krieg nicht die Formen angenommen hat, die sich Großbritannien am Anfang des Konfliktes vorgestellt hatte, ist das Hauptaugenmerk der britischen Staatsmänner darauf gerichtet, die jetzigen Auseinandersetzungen zu erweitern und die neutralen Staaten aufzufordern, für die britische Sache offen Partei zu ergreifen.

Die gleiche Politik versucht England nun auch in Asien. Man wird sich daran erinnern, daß vor kurzem eine Nachricht von englischer Seite in die Welt gesetzt wurde: Afghanistan habe die Generalmobilmachung angeordnet. Zweck der Sache war, Teile der anderen Welt in Unruhe zu versetzen und besonders in Indien den Eindruck zu erwecken, als ob die Rote Armee bereits vor den Toren Indiens stehe, um über Afghanistan nach Indien einzumarschieren. Diese Nachricht wurde dann aber von der afghanischen Gesandtschaft in Rom entschieden dementiert. Man darf nun allerdings nicht denken, daß England aufhören werde, solche Nachrichten zu verbreiten. Auch wird im übrigen wohl bekannt sein, daß an der indisch-afghanischen Grenze, in dem zwischen den beiden Ländern liegenden Waziristan, ständig Unruhen herrschen.

Von englischer Seite ist man seit langem bestrebt, auch diesen Teil des Landes in das Imperium einzugliedern, aber der Plan ist bisher trotz mehrfacher Vorstöße mißlungen. Großbritannien hat seinerzeit versucht, das Augenmerk der Bergstämme von Waziristan auf Afghanistan zu richten, um es zu erregen und schließlich in Afghanistan so erhebliche Unruhen zu stiften, daß die Aufbauarbeit, die augenblicklich in Afghanistan vor sich geht, ins Stocken geraten und endlich ein Chaos hervorgerufen würde.

Zu diesem Zweck haben die Engländer im Juni 1938 eine geheimnisvolle Persönlichkeit aus Syrien nach Waziristan gebracht. Dieser Schami Pir sollte auf Grund seiner „Heiligkeit“ die Bergstämme von Waziristan um sich sammeln, um sie gegen Afghanistan aufzuwiegeln. Er wurde von englischer Seite mit großen militärischen Mitteln ausgerüstet und ihm die Möglichkeit geboten, zu jeder Zeit von England Hilfe zu beanspruchen. Diese englische Intrige hat dann jedoch vollkommen versagt. Schami Pir wurde geschlagen, und die afghanischen Truppen hatten ihn so weit zurückgeworfen, daß er sich wieder auf indischen Boden befand. Von hier wurde er mit dem englischen Flugzeug der Royal Air Force bis Karachi und von dort wieder nach seiner Heimat Syrien gebracht. Diese ganzen Umtriebe Englands haben in Afghanistan eine ungeheuere Erregung hervorgerufen. Man kann sich augenblicklich keinen Begriff davon machen, wie sich die öffentliche Meinung Afghanistans über dieses Spiel Englands äußerte.

Sogar die halbamtliche afghanische Zeitung „Islah“ in Kabul hat am 11. Juli 1938 in einem Leitartikel, der in persischer und Paschtosprache erschienen war, für das Auftreten des geheimnisvollen Schami Pir einzig Großbritannien verantwortlich gemacht. Nach einer längeren Pause hat dieses afghanische halboffizielle Blatt wiederum gegen England Stellung genommen. Es zitierte unzählige Vorfälle, die von englischer Seite inszeniert worden waren, um in Afghanistan Unruhen zu stiften und die Aufbauarbeit zu stören. Man verlangte von England die Auslieferung Schami Pirs und eine Erklärung darüber, wozu dieser sogenannte „Heilige“

in Waziristan erschienen war, und wie die englische Regierung dazu kam, den geschlagenen Intriganten in ihrem Flugzeug abzutransportieren.

Afghanistan hat eine gute strategische Lage in Zentralasien. Es wird häufig als wichtiger Pufferstaat zwischen Rußland und dem britischen Imperium betrachtet. Afghanistan ist seit 1919 im Besitz der Souveränität und spielt in Zentralasien eine bedeutende Rolle. Seine Bevölkerung zählt etwa 10 bis 12 Millionen. (Genaue Zahlen liegen leider nicht vor.) England hat seine Politik stets mit der Parole betrieben, Afghanistan dürfe sich auf keinen Fall an Rußland anlehnen. Um diesen Zweck zu erreichen, hat Großbritannien sämtliche politische Methoden angewandt, die in seiner Macht standen. Dauernd wurden Unruhen von England in Afghanistan hervorgerufen, und stets wiederholte sich ein und dasselbe Spiel: man wollte auf den afghanischen Thron eine Schachfigur zur Ausführung der englischen Wünsche setzen.

Das war so im Jahre 1839, als England sich im Glauben befand, das afghanische Volk sei damit zufrieden, was andererseits nicht hinderte, über die Unterwerfung des afghanischen Volkes zu triumphieren. In den Jahren 1841/42 gab es einen afghanischen Aufstand, wobei das britische Militär schwere Niederlagen erlitt, aber Afghanistan war damals noch nicht imstande, der dauernden Unruhen, die immer wieder von Indien aus nach Afghanistan getragen wurden, Herr zu werden. Solange aber ein Land im Inneren nicht befestigt ist, kann es keine bedeutende Rolle spielen. Die Souveränitätsträume blieben daher lange Jahre unerfüllt, und nicht einmal die im Weltkrieg gegebene Chance wurde ausgenutzt.

Erst Aman Ullah nahm die Nachkriegsgelegenheit wahr, und es gelang ihm schließlich, im Jahre 1929 die absolute Herrschaft zu erkämpfen und eine selbständige Politik nach innen und außen aufzubauen. Dieser Herrscher Afghanistans hat England derartige Niederlagen beigebracht, daß dieses nur noch nach seinem Untergang trachtete. Es fand die ersehnte Gelegenheit, als Aman Ullah sich auf eine Europareise begeben hatte und benützte seine Abwesenheit, um in Afghanistan und in den Bergstämmen von Waziristan eine Revolte zu entfesseln.

Die Mittel dazu waren raffiniert gewählt. Es wurden unzählige Photographien von Suria, der Gemahlin Aman Ullah, verbreitet, welche die Königin unverschleiert, wie sie in Europa ging, zeigten, und diese den religiösen Fanatismus aufpeitschenden Bilder wurden mit den entsprechenden „Erläuterungen“ versehen. Solche und ähnliche propagandistische Momente wurden von den humanen Engländern ausgiebig benutzt, um die afghanische Bevölkerung gegen ihren König aufzuhetzen. Das Resultat war, daß Aman Ullah nach seiner Rückkehr tatsächlich den Thron gegen religiöse Widersacher verteidigen mußte.

Man kann sich vorstellen, was für ungeheueres Opfer dieser Kampf dem Land wider auflegte; denn aus dem aufbauenden und aufsteigenden Afghanistan wurde neuerdings für längere Zeit ein Unruheherd. Das Menschenblut floß bei zahlreichen Kämpfen auf den Straßen des Landes. Alles nur deshalb, weil den Engländern die Souveränität Afghanistans so wenig erwünscht war wie die Aufbauarbeit und Modernisierung des Landes. Schließlich mußte Aman Ullah flüchten, doch Afghanistan wurde von Nadir Shah, dem Vater des jetzigen Königs, gerettet. Dieser aber mußte durch einen Mord sein Leben lassen.

Machtvoll ergriff sein Sohn Zahir Shah die Staatsführung. Was er bisher trotz seiner Jugend geleistet hat, ist vielerorts mit größter Achtung aufgenommen worden: Schulen wurden gebaut, Fabriken eingerichtet und Hospitäler eröffnet. Nachdem im Jahre 1935 ein Plan zur Durchführung der Schulpflicht aufgestellt worden war, konnte der König im Jahre 1937 vor dem Afghanischen Nationalparlament auf die Errichtung von 90 höheren Schulen hinweisen. Im Zusammenhang mit der

Volkserziehung erschien noch in demselben Jahre die halboffizielle Kabuler Zeitung „Islah“ nicht mehr nur in iranischer Sprache, sondern zur Hälfte in Paschto. Damit wurde dem zielbewußten Streben Ausdruck gegeben, das Paschto als Volkssprache einzuführen. Neben der Errichtung von Elementarschulen sind dann besonders die Fachlehranstalten gefördert worden, die einen starken Zulauf zu verzeichnen haben und deren Segen sich schon heute im ganzen Lande bemerkbar macht. In modernen Werkstätten entsteht heute das, was dem Bedarf der Bevölkerung entspricht, denn es wird mit Erfolg versucht, die wichtigsten Produkte im Lande selbst herzustellen. Außer dem Post-, Telephon- und Telegraphenverkehr, der sich unter europäischen Instruktoren entwickelte, ist auch das Transportwesen nicht außer acht gelassen worden. Sinnreiche technische Anlagen in Form von Straßen und Brücken haben beispielsweise die Reisedistanz zwischen Kabul, Herat und Qandahar bedeutend verkürzt. Nicht zuletzt ist auch dem Gesundheitswesen alle Aufmerksamkeit geschenkt worden; Hospitäler und Krankenhäuser sind errichtet, und das „Mihrab-e-Ahmar“, eine Parallelorganisation des Roten Halbmondes (Rotes Kreuz), ist gegründet worden. Im ganzen Lande ist also eine gesunde Entwicklung deutlich spürbar.

Besonders die Völker, die mit dem afghanischen Königreich in Frieden verkehren, wünschen nichts sehnlicher, als daß es seine Entwicklung in Ruhe fortsetzen kann. Dabei ist die Regierung um eine ehrliche Außenpolitik mit dem Ziel der Befriedung noch vorhandener Gegensätze bemüht. Das geht vor allem aus dem Pakt von Sadabad hervor, der eine bedeutende Initiative von afghanischer Seite in sich trägt. Doch angesichts der sich ständig wiederholenden Kämpfe in Waziristan wird das tapfere Volk sehr wachsam sein müssen. Der geheimnisvolle Schami Pir aus dem Juni des Jahres 1938, der gegen Afghanistan eine ungeheure Aktivität entwickelt hat, sollte eine letzte Warnung gewesen sein. Zum Glück für das Land hat man dort eingesehen, daß — laut „Islah“ vom 11. Juli 1938 — das Auftreten des mysteriösen Schami Pir auf die britische Intrigenpolitik zurückzuführen war. Daraus hat sich offenbar doch ein heilsames Mißtrauen gegenüber England ergeben.

Ein Staat, der nach erwünschten Gebieten sich hin erstreckt, sendet gleichsam Wachstumsspitzen aus, die mit einem reicheren Leben erfüllt sind als die übrige Peripherie. Die Gestalt der Länder und die Verteilung ihrer Bewohner und andere Machtmittel machen diese Spitze kenntlich. Die Vorsprünge von Peshawar und Kleintibet, die von Merw und Kokan lassen sofort erkennen, auch den, der ihre Geschichte nicht weiß, daß in ihrer Richtung Britisch-Indien und Rußland mit beschleunigter Kraft einander entgegenwachsen, bemüht, alle Vorteile der dazwischenliegenden Länder zu umfassen.

Friedrich Ratzel, „Politische Geographie“.
3. Aufl. 1923, S. 86.

WOLFGANG HÖPKER

Die Ablösung Zwischeneuropas

Der stürmische Revisionsprozeß der letzten zwei Jahre hat in einem weiten Gebiet Europas den Lauf der Entwicklung wieder in seine natürlichen, von Raum, Geschichte und Volkstum zugewiesenen Bahnen gelenkt. An Stelle von Theorien und Zwangskonstruktionen tritt die Wirklichkeit, durch zwanzig Jahre hindurch in bizarrem Durcheinander verschobene Dinge werden wieder an ihren Platz gerückt. Das Erwachen mag vielfach schmerzlich, ja schmerzhaft gewesen sein, ähnlich der Reaktion von Glashauskulturen, die plötzlich die Bekanntschaft mit dem Märzwind oder mit der Sonne nachsommerlicher Septembertage machen müssen. Drei Staaten, deren Lebensfähigkeit von ihren Geburtshelfern nicht laut genug gepriesen werden konnte, sind von der Landkarte verschwunden. Der Zwangsstaat von Saint Germain wurde zur Ostmark des Großdeutschen Reiches. Das kuriose Gebilde der Tschecho-Slowakei verfiel in vierfacher Teilung der Auflösung: als Sudetengau, als Protektorat, als Oberland des Königreichs Ungarn, während sich auf dem Mittelstück das slowakische Volk endlich seine eigene Heimstatt gründen konnte. Polen, „Europas fünfte Großmacht“, sah sich nach einem Umschmelzungsprozeß von achtzehn Tagen in drei neue Prägeformen umgegossen: sein Westen war wieder Teil des Reiches geworden, sein Osten gehört nunmehr der weißrussischen und der ukrainischen Bundesrepublik der UdSSR. an, und nur der sich um den Weichselbogen, um das Dreieck Warschau—Krakau—Lublin grupierende Kern des einstigen Staates blieb in der Form des Generalgouvernements als eigene Verwaltungseinheit zwischen Deutschland und Rußland bestehen. Erfüllung fand zugleich der mit beschwörenden Fanatismus geltend gemachte Anspruch des jungen litauischen Staates auf Wilna, seine historische Hauptstadt. Überschattet zunächst von der Wucht dieser großen Ereignisse, ging derweil der Rückmarsch des russischen Reiches an die baltische Küste vorstatten. Das Schlußstück dieser Entwicklung bildet das Abkommen zwischen Moskau und Helsinki vom 12. März 1940, dem noch das tragische Zwischenspiel des finnisch-russischen Krieges vorausgegangen war. Sicherte sich hier die russische Großmacht den Zugang zur Ostsee, so hatte schon einige Monate zuvor, zu Ostern 1939, sich Italien durch die Eingliederung Albaniens in das Imperium zum alleinigen Torwächter der Adria gemacht.

Alle diese territorialen Veränderungen, dieser vielfache Wechsel der Gebietshoheit, hat sich in jener Zone unseres Erdteils vollzogen, die als „Zwischeneuropa“ nicht unzutreffend bezeichnet ist. Jedenfalls liegt uns eine Kritik an dieser Wortprägung Albrecht Pencks durchaus fern, ist doch tatsächlich damit die Eigenart des langgezogenen Gebietes zwischen der Finnischen Bucht und dem Schwarzen Meer (oder richtiger noch zwischen dem Nördlichen Eismeer und dem Mittelmeer im Süden) in gewissem Sinne gekennzeichnet: in Hinblick auf seine Mittellage zwischen Ost und West, auf seine ganz besondere räumliche und geistige Zwischenstellung. Es ist also gewiß nicht Schuld seines Schöpfers, wenn das Wort „Zwischeneuropa“ eine ausgesprochene Verlegenheit atmet, die Schwierigkeit der Einordnung jenes Länderstreifens erkennen läßt, der weder Mittel- noch Ost-, weder

Nord- noch Südeuropa eindeutig zurechnet. Der Vorschlag, diese Zone statt dessen gedanklich in ein Nordost-, ein Südost- und ein Ostmitteleuropa aufzuteilen, mag manche Berechtigung gehabt haben. Er verkannte allerdings, daß tatsächlich jenes Zwischeneuropa einen weitgehend einheitlichen Charakter hatte, eben einmal das Ungeklärte und Zwielfichtartige seiner doppelten Randlage und dann vor allem die ethnische Buntheit, die auf der Welt ihresgleichen vergeblich sucht. Nirgends sonst bietet die Völkerkarte ein annähernd buntes Bild, eine ähnliche Vielfalt an kleinen und mittelgroßen Völkern, an völkischen Verzahnungs- und Durchdringungsgebieten, an mosaikartigen Einstreuungen von Minderheiten, Volksgruppen und „Volksembryonen“.

Gerade aber diese Gemengelage läßt hier den Ruf nach einem höheren Ordnungsgedanken laut werden, nach einer Flurbereinigung, einer sauberen gegenseitigen Abgrenzung und darüber hinaus nach dem Wiedereinbau in größere Zusammenhänge. Dieses „Wieder“ ist nun keineswegs als ein simples Zurück zu den Zuständen gemeint, wie sie vor dem großen Versuch der Neuordnung von 1919 bestanden. Die Entstehung, beziehungsweise die Abrundung und Vergrößerung der zahlreichen Länder dieser Zone vollzog sich zum Teil in Form eines durchaus organischen Prozesses, im Zuge des großen Erwachens der Völker, die sich ihrer Eigenheit und damit ihres Anspruchs auf eine eigene Staatlichkeit bewußt wurden. Mit einer Restauration des Habsburger Nationalitätenstaates zu rechnen, wäre ein ähnlicher Anachronismus, als wenn man die Wiedereinsetzung der türkischen Herrschaft über die Balkanhalbinsel fordern würde. Weit anders liegen allerdings die Dinge in Hinblick auf die beiden Großmächte Deutschland und Rußland, durch deren Zurückdrängung und Zerstückelung 1919 staatliche Konstruktionen erzwungen wurden, deren Saisoncharakter sich vom ersten Tage an jedem einsichtigen Beobachter kundtun mußte. Nicht nur daß diesen Lösungen Ewigkeitswert zugedacht war, während sie in Wirklichkeit nur einer zeitlich bedingten Schwächung und Vergewaltigung zweier Großreiche ihr Leben verdankten. Als mindest ebenso entscheidender Geburtsfehler erweist sich der Mißbrauch, nein die Verhöhnung des völkischen Gedankens. Man hatte für den Neubau der zwischeneuropäischen Zone die Losung vom Selbstbestimmungsrecht der Völker ausgegeben, das an Stelle eines hier bisher herrschenden Imperialismus der Großmächte als Ordnungsgedanke treten sollte. Eben unter dem Vorzeichen dieser Parole aber verbot man zehn Millionen Deutschen der endgültig zerfallenen Habsburger Monarchie die Heimkehr ins Mutterland, preßte man das slowakische Volk in ein neues Nationalitätengefängnis, verweigerte man Millionen von Ukrainern und Weißrussen das Recht der Selbstbestimmung, schlug man das Deutschtum der preußischen Ostprovinzen einem Staat zu, dessen Gründungsurkunde sich aus Annexionen und Räubereien zusammensetzte. Die Tschecho-Slowakei und Polen — Musterbeispiele neuer Nationalitätenstaaten, denen gegenüber die Donaumonarchie noch als wohlthuende Idealösung erscheinen kann — erklärten sich plötzlich zu Nationalstaaten, eine Fiktion, die man nun dadurch der Wirklichkeit anzunähern suchte, daß man das nicht-tschechische oder nichtpolnische Volkstum überhaupt leugnete oder mit allen Mitteln der Entrechtung und Entnationalisierung zuführte. Eine Entwicklung, die als Epoche des Selbstbestimmungsrechts der Völker proklamiert worden war, mündete in den Neoimperialismus staatlich und politisch unreifer Völker.

Enthüllt sich so das Trugbild einer neuen Ordnungsidee im kleinen, so zeigt sich erst recht im großen das Falschspiel, das hier mit dem Schicksal von Völkern und Staaten getrieben wurde. Jenes angeblich nunmehr von der Vormundschaft der Mächte befreite, seinen eigenen Gesetzen und Bestimmungen zugeführte Zwischen-europa stellte im Plan der Friedensmacher von 1919 nichts anderes als eine Interventionszone größten Stils dar, als ein weitläufiger und unbeschränkter Tummelplatz der französischen und englischen Hegemonialpolitiker. Hier neu entstandene Staaten ließen sich von vornherein als allzeit einsatzbereites Gendarmeriekorps an Deutschlands Ost- und Südostflanke gewinnen. Man machte in Paris, das damals noch die Führung in der Politik der Einkreisung und Niederhaltung der europäischen Mächte innehatte, nicht den geringsten Hehl daraus, daß die neuen Staaten, an ihrer Spitze Polen und die Tschecho-Slowakei, die „Gegengewichte“ (contre-poids) seien, die an Stelle des als Bündnispartner ausgefallenen Rußlands nunmehr die Sicherheit der Alliierten zu garantieren hätten. Die bekannte Taktik, Verbündete im Rücken und in der Flanke zu gewinnen, um so nach Belieben die deutsche Stellung aufrollen zu können, feierte Triumphe. Das klassische „europäische Gleichgewicht“ schien wiederhergestellt: Sowohl war die Mitte Europas entscheidend geschwächt, als auch von einem Halbkreis von Klein- und Mittelstaaten eingeschnürt, die, da sie auf Kosten deutschen Reichs- und Volksbodens gebildet waren, sich einfach aus Existenzerhaltung auf eine Todfeindschaft gegen Deutschland vereidigen ließen. Ein kompliziertes Netz von Pakten und Allianzen stellte die Querverbindung sowohl nach Paris, als auch (so etwa in Form der Kleinen Entente oder des polnisch-rumänischen Militärpaktes) zwischen den einzelnen Hauptstädten Zwischeneuropas her, das so ein bloßer ausgreifender Arm der raumfremden westlichen Großmächte zu werden verhieß. Seine Krönung fand dieses System im „Pakt der Pakte“, in der Genfer Ligasatzung, die durch die These von der kollektiven Sicherheit das französisch-britische Interventionsprinzip im Osten und Südosten paragraphenweise verfeinerte. Im einzelnen gab hier die scheinbar universalistische, in Wirklichkeit auf den Raum zwischen der Finnischen Bucht und dem Schwarzen Meer beschränkte Konstruktion des Genfer Minderheitenschutzes die formelle Handhabe für die Ausübung eines ständigen Kontroll- und Einmischungsrechts. Die Mitgliedskarte beim Genfer Verein sollte zugleich den Garantieschein für die Verewigung des Status quo von 1919 darstellen, für die Unterbindung jeder revisionistischen Regung nicht nur Deutschlands, sondern auch Ungarns und Bulgariens, für die Verewigung, mit anderen Worten, jener planmäßig geschaffenen Feindschaften in dieser Zone, die man in Paris und London zur Aufrechterhaltung ständiger Interventionsmöglichkeiten brauchte. Die zwischeneuropäische Staatenwelt sollte daran gehindert werden, ihre Fundamente durch eine gegenseitige Verständigung soweit zu festigen, daß sie schließlich der Protektorenschaft der Westmächte hätte entraten können, deren Herrschaftserhaltung ja eben auf dem ständigen Ausspielen der Gegensätze beruhte.

Seine letzte Vollendung schien dieses ganze System mit dem französisch-russischen Beistandspakt von 1935 gefunden zu haben, dem sich als Mittelstück, als Brückenpfeiler die Tschecho-Slowakei des Eduard Benesch freudig zur Verfügung stellte. War nicht das Meisterstück gelungen, die Einkreisungspolitik von Versailles mit der der Vorkriegszeit zu verbinden, also sozusagen ein zweifacher Eisenring

um Deutschlands Ostflanke gelegt? War nicht schon im September 1934 die Sowjetunion der Genfer Liga beigetreten, hatte sich demnach nicht Moskau feierlich auf die Versailler Spielregeln des Antirevisionismus festlegen lassen? Man wechselte damals in London und Paris die — zudem noch stark von dem persönlichen Ressentiment Litwinows bestimmte — Methode mit dem eigentlichen, von Stalin diktierten Ziel der Russen. Nicht im Kreml, sondern am Quai d'Orsay und im Foreign Office versagte das Erinnerungsvermögen, indem man dort vergaß, daß man selbst die Schaffung eines eigenen Staatengürtels zwischen dem Eismeer und dem Schwarzen Meer als die Verwirklichung eines „Cordon Sanitaire“ gegenüber der Sowjetunion gepriesen hatte, daß diese Zone nicht zuletzt eine Frucht jener englisch-französischen Interventionspolitik zwischen 1918 und 1920 bildete, die auf die völlige Zerschlagung Rußlands als Großmacht gezielt hatte. Erst hierin enthüllt sich die Zwischeneuropakonzeption der Westmächte in ihrem ganzen Umfang: neben ihrer Einkreisungsfunktion gegenüber Deutschland war diesen Ländern die Rolle zugedacht, Rußland endgültig in die binnenländisch-eurasiatische Isolierung zurückzuwerfen. Und weiter sollte so räumlich, diplomatisch und strategisch ein ständiger Keil zwischen Deutschland und Rußland getrieben werden. Hatte man übersehen, daß die Entstehung selbständiger baltischer Randstaaten nur durch die Abdrängung Rußlands von jedem freien Zugang zur offenen Ostsee erkaufte worden war? Hatte man den russisch-polnischen Krieg von 1920 vergessen, jenes Eingreifen des Generals Weygand in letzter Minute, das die Sowjetunion schließlich zwang, Millionen von Ukrainern und Weißrussen dem polnischen Volk zu überantworten, gegen das im Russen ohnehin seit jeher ein tiefer Widerwille wurzelt? Es war alles in allem eine grenzenlose Vergessenheit, welche die Westmächte im Sommer 1939 erwarten ließ, daß — um mit Stalins geflügeltem Wort zu sprechen — ihnen die Sowjetunion durch Anschluß an die britisch-französische Militärentente die Kastanien aus dem Feuer holen würde.

Die einzelnen Phasen der großen Wende sind bekannt. Am 23. August 1939 wurde in Moskau der deutsch-russische Nichtangriffspakt unterzeichnet. Am 17. September marschierte die Sowjetarmee in die zuvor ostpolnischen Gebiete ein, neun Tage später fiel der endgültige Beschluß über die deutsch-russische Interessengrenze, der darin gipfelte, daß das Reich und Rußland sich allein die Entscheidung über das künftige staatliche Schicksal der von ihnen besetzten Gebiete vorbehielten. Eben dieser Punkt des Grenz- und Freundschaftspaktes vom 28. September ist von hoher grundsätzlicher Bedeutung. Indem beide Großmächte ihre Interessengebiete quer durch das Versailler Polen hindurch in allen Einzelheiten absteckten, wurde jede Möglichkeit einer Rivalität zwischen ihnen im Keim erstickt. Gleichzeitig war durch die Anlage von sechs Marinebasen auf estnischem und lettischem Staatsgebiet kampf- und reibungslos die russische Militärgrenze an die Ostsee rückverlegt worden — ein letzthin zwangsläufiger Revisionsakt, der nur den geopolitisch ungeschulten Beobachter überraschen konnte. So ließ denn auch die Reichspolitik nicht den geringsten Zweifel aufkommen, daß sie auch in dieser Zone den Vorrang der russischen Interessen anzuerkennen entschlossen war. Mindest ebenso entscheidend erscheint uns der am 28. September in Moskau sanktionierte Beschluß, die osteuropäische Zone endgültig dem Zugriff der Intervention raumfremder Mächte zu

entziehen, hier also an Stelle eines Herdes ständiger, planmäßig geschürter Ruhelosigkeit ein neues Gleichgewicht zu schaffen. Ein eigengesetzliches, nur aus seinen Kräften schöpfendes Zwischeneuropa hatte sich als Phantom erwiesen. Indem die beiden allein in Frage kommenden Großmächte den Neubau der osteuropäischen Welt übernahmen, proklamierten sie ein Nichtinterventionsprinzip, eine Monroe-doktrin für Osteuropa, welche die pan-interventionistische, sich in alles einmischende Weltideologie des britischen Imperialismus radikal aus diesem Raum verbannt. Sieben Jahre hindurch hat Adolf Hitler immer neue Versuche gemacht, eine klare Scheidung zwischen den Einflußsphären Deutschlands und denen des britischen Weltreichs zu erreichen, die sich so gegenseitig Besitzstand wie Interessenzonen und damit der Welt den Frieden garantiert hätten. England hat alle diese Bemühungen mit einem kategorischen Nein beantwortet. Selbstverständlich fordert es die Anerkennung seines Imperiums, seines „Lebensraums“. Es hat hingegen nicht für eine Stunde davon abgesehen, ein ständiges Einspruchs- und Kontrollrecht in den Interessenzonen anderer Mächte wahrzunehmen, teils unter der Flagge universalen, weltumspannender Ideologien (Genfer Liga, Demokratie, Christentum, Zivilisation usw.), bald unter Verzicht auf derartige Wandschirme durch einfaches Pochen auf seinen Welthegemonialanspruch. Die einfache Tatsache, daß das Empire ein geographisch zusammenhangloses, über die ganze Erde verstreutes Gebiet ist, hat den britischen Imperialismus veranlaßt, jede räumlich bestimmte Ordnungsidee, jede Konzeption eines bestimmten Lebensraumes, jeden sich ehrlich beschränkenden und bescheidenden Großraumgedanken nicht nur abzulehnen, sondern mit allen Mitteln zu diffamieren und sabotieren¹⁾.

Nachdem sich die Waffe des Genfer Kollektivismus als unbrauchbar erwiesen hatte, das nationalsozialistische Reich an einer Verwirklichung eines mitteleuropäischen Lebensraumes zu hindern, erfand London das System der direkten Garantien, um in der zwischeneuropäischen Zone jenes Interventionsprinzip aufrechtzuhalten, das dann im Fall Polen zum erstenmal voll seinen Mechanismus entfaltete. Zum ersten- und wohl auch zum letztenmal. Finnland — dessen Hartnäckigkeit gegenüber den gewiß nicht maßlosen Revisionsforderungen Moskaus nicht zuletzt durch Englands Einwirkung sich bis zum Starrsinn gesteigert hatte — fand nach dreieinhalb Monaten erbitterten Ringens schließlich doch zum Realismus zurück. Es schrak davor zurück, den ihm von London gereichten Becher bis zur Neige zu leeren, es fand einen Akkord mit dem russischen Nachbarn, der nicht nur Finnland, sondern die ganze skandinavische Halbinsel den Westmächten als Interventionsbasis nahm. Damit ist das nördliche Stück der neuen zwischeneuropäischen Einkreisungszange zerbrochen, die man im Norden im Gebiet zwischen Murmansk und Narvik, im Süden im Schwarzmeerraum zwischen Rumänien, den Meerengen und dem Kaukasus ansetzen und dann langsam zudrücken zu können hoffte. Wie unter diesen Umständen der an Rußlands Südflanke angesetzte Operationsplan noch in Funktion treten kann, bleibt das Geheimnis des Generals Maxime Weygand. Immerhin zeigt die Türkei wachsende Unlust, sich als Aufmarschfeld gegen Ruß-

1) Zwei wertvolle Veröffentlichungen, die den deutschen Standpunkt zu einer Neuordnung Europas grundsätzlich umreißen, bilden der Artikel „Lebensraum“ von Gerhart Jentsch in „Monatshefte für Auswärtige Politik“, Februar 1940, sowie die Schrift von Carl Schmitt „Völkerrechtliche Großraumordnung“, Deutscher Rechtsverlag Berlin-Wien, 1939.

land und Deutschland benutzen zu lassen und gleichlaufend wachsende Neigung, den zumindest stromlos gewordenen Draht nach Moskau wieder zu aktivieren. Daß in diesem Fall die britische Mittelmeerflotte noch die Chance behielte, die Dardanellen nach Belieben zu einem Vorstoß ins Schwarze Meer zu benutzen, können nur Naive annehmen. „Das Schwarze Meer den Schwarzmeervölkern!": hier dürfte eine Art Monroedoktrin im kleinen vor der Entwicklung stehen, womit der Neubau der zwischeneuropäischen Welt in einem wichtigen Sektor seine Vervollkommenung erführe. Nicht zuletzt in Bukarest würde man eine solche Konsolidierung aufatmend begrüßen, zumal damit London der Möglichkeit enthoben wäre, seine Garantieerklärung für Rumänien als Hebel zur Aufrollung der südosteuropäischen Neutralitätsfront anzusetzen.

Dieser ganze wohlthätige Druck, den die wachsame Einstellung der Sowjetunion gegenüber der Allianz Ankaras mit den beiden kriegführenden Westmächten auf die Politik der Türkei ausübt, wirkt sich unverkennbar auch zugunsten einer Stabilisierung der italienischen Ostmittelmeerposition aus. Darüber hinaus eröffnet sich so die Möglichkeit einer weitschauenden italienisch-russischen Interessenabgrenzung im Südosten, die alle von London und Paris aus zielbewußt gepflegten Gerüchte über eine Wiederaufnahme der russischen Balkanexpansion im Stile Iswolskis gegenstandslos macht. Italien, das nach dem Einmarsch in Albanien zum unmittelbaren Raumpartner der Balkanhalbinsel geworden ist, steht somit als die dritte Großmacht vor uns, die bei der Neuordnung Zwischeneuropas den berechtigten Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Interessen erheben kann. Die Sonderstellung Südosteuropas bedarf in diesem Zusammenhang kaum einer eigenen Herausarbeitung. Sowohl die ältere Staatlichkeit und Eigenpersönlichkeit seiner Länder, wie die Tatsache, daß hier der Übergang zu einem großräumigen Gedanken alles andere als eine Restauration großstaatlicher Zusammenhänge in der Art etwa des unwiderfürlich ins Grab gesunkenen Habsburgerreiches bedeutet, hebt diese Staatenwelt durchaus von Konjunktur- und Saisongebilden in der Art Polens oder der Tschechoslowakei ab. Dem Grad ihres Emanzipationsprozesses entspricht der allmähliche Rückzug von den französisch-englischen Allianzsystemen, die rechtzeitige Lösung von der Hegemonialpolitik raumfremder Faktoren, die heute dem Südosten seine Neutralität gegenüber dem Konflikt der Großen gewährleistet. Als Treppenwitz der Geschichte bliebe hier festzuhalten, daß die Westmächte heute als offizielles Kriegsziel die Wiederherstellung des Habsburger Vielvölkerstaates proklamieren, nachdem sie sich 1919 als die Befreier vom Joch der Wiener Hofburg hatten feiern lassen.

Nichts kann greller demonstrieren, wo heute die Kräfte der Reaktion und wo die der Evolution zu finden sind. Der Neubau des zwischeneuropäischen Raumes wird als Schulbeispiel gelten für eine organische Korrektur durcheinandergebrachter, auf den Kopf gestellter Zusammenhänge, für die richtige Zueinanderordnung vom Raum, Geschichte und Volkstum, für die Schaffung eines neuen stabilen Gleichgewichts in einer Zone traditioneller Unruhe, für die sinngemäße Einordnung einer Vielzahl aufeinander angewiesener Länder und Völker in klare, großräumige Zusammenhänge.

Bericht aus dem atlantischen Raum

An der Schwelle der vierten Berichtsspanne aus dem Atlantischen Raum steht als der unbestritten frechste Seeräuberstreich, den der Atlantische Raum seit dem 2. August 1665 und dem 2. April 1801, dann 2. bis 5. September 1807 in skandinavischen Gewässern kennt, die britische Enterung eines deutschen Schiffes am Jössingfjord nicht nur in norwegischen Küstengewässern, sondern auf norwegischem Strand, mit Ermordung von sieben Mann, Plünderung der Besatzung und Beschießung eines norwegischen Küstenorts einschließlich Zollbehörde unter den Augen der norwegischen Küstenwachtschiffe. Mit genauer Not konnte der norwegische Zollbeamte sein Leben von Bord retten.

Man male sich aus, was bei ähnlicher Behandlung amerikanischer oder japanischer Neutralität an Repressalien zu gewärtigen wäre, um dem Begriff geopolitischer



Unterschiede auch innerhalb des scheinbar rein völkerrechtlichen Bereichs der Neutralität gerecht zu werden!

Wir begreifen ja, daß einem Seeräuberstaat der neutrale Schutzgürtel vor dem Ostseeraum (Skizze 1) unbequem sein mag. Aber es bedeutet doch viel an Demaskierung, daß er diesen kecken Vorstoß gerade vor die Stirn des skandinavischen Gedankens ausgerechnet fast in dem gleichen Augenblick macht, in dem Pierre Bernus im „Journal des Débats“ (Paris Nr. 32) als amtliche Meinung der radikal-sozialistischen Gruppe, der Partei Daladiers, in der Kammer kundgibt: (Antrag zur Hilfeleistung an Finnland durch Entsendung von Waffen, Munition, Flugzeugen und Soldaten) „...daß der endgültige Zusammenbruch der russischen Aggression“ — (der doch wohl in weiter Ferne liegt) — „gegen Finnland auch die militärische Stärke und das Prestige der Feinde Frankreichs in Mitleidenschaft ziehen würde.“ Denn es heißt darin weiter: „Eine Niederlage der Sowjets würde auch für die neutralen Staaten die wirksamste Ermutigung sein, dem Druck und den Drohungen, denen sie ausgesetzt sind, nicht nachzugeben.“ Das gilt nun natürlich in der Umkehrung!

Gibt es aber einen stärkeren Druck, als daß man die Zollbeamten eines neutralen Staates an ihrer eigenen Küste samt ihrem Dorf beschießt und Norweger zwingt, in ihren Küstengewässern einer Untat zuzuschauen?

Am 2. August 1665 war eine britische Flotte in den Hafen von Bergen eingedrungen und versuchte in regelrechter Seeschlacht, eine holländische Handelsflotte, die dorthin geflüchtet war, zu entführen. Am 2. April 1801 sondierte England, 1801 vernichtete Nelson vorbeugend die dänische Flotte — eines neutralen Landes — vor Kopenhagen. Nun sah der 18. Februar 1940 den dritten frechen Seeräuberstreich, den Großbritannien gegen die nordischen Neutralen führte; er wurde in seiner ehrenkränkenden Wirkung verdoppelt dadurch, daß Lord Halifax den Stiel umkehrte und das nordische Lamm der Beleidigung des britischen Wolfes oder Löwen anklagte.

Gleichzeitig umwedelt dasselbe Tier den U.S.-amerikanischen Interimsbotschafter Sumner Welles, der aus Rom, Berlin, Paris und London an Roosevelt berichten soll, nach dem an sich geopolitisch vernünftigen Grundsatz, daß „ein Bericht besser sei als vier“ (die von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen). Das erinnert uns an eine witzige amerikanische Bemerkung über die Schwierigkeit, einen amerikanischen Botschafter in England zu halten, der nicht alsbald britischer als die Briten werde. Die Veröffentlichung der Polenakten bekräftigt das neu!

Freilich hat, vielleicht mit dem Höhepunkt in Gestalt von Lord Bryce, England ehemals Wert darauf gelegt, geopolitisch und kulturpolitisch ausgezeichnet informierte Botschafter in Washington zu halten, wie denn auch Bryce den Amerikanern eine vorbildliche Landeskunde geschrieben hat, deren Nachwirkung man heute noch spürt. Hoffentlich bediente sich Sumner Welles für Italien und Deutschland nicht von vornherein britischer Brillen, wie etwa der am 12. Februar 1940 von den „Times“ oder am 9. Februar 1940 vom „Daily Herald“ über die edlen Kriegsziele der britischen Arbeiterpartei vorgehaltenen, die schönen demokratischen Cantspeck für transatlantische Mäuse enthalten, aber die Gitterstäbe schlecht verbergen, hinter denen sie eingefangen werden sollen.

Kaltblütiger schreibt Storme Jameson im „Fortnightly“: „Es ist möglich, daß Europa jetzt nicht gerettet werden kann“, und redet von „äußerster Gefahr“ und davon, daß der Verlauf des Krieges wohl mit Zuversicht, aber nicht mit Sicherheit vorausgesagt werden könne, und „daß ein militärischer Sieg nichts regeln werde, sondern nur ein neuer Ideendurchzug“ — schwer ohne neue Ideen denkbar! Für diesen „neuen Ideendurchzug“ leidet die Ausgangslage der Westmächte an zwei geopolitischen Grundgebrechen, die ihn hemmen. Das eine ist (in dem Grade hervortretend, in dem England selbst die eigene Haut zu Markt tragen muß) der in einem geistreichen Lagenbild der Frankfurter Zeitung (17. März 1940) sehr richtig in den Vordergrund gestellte „Zwang zur Zersplitterung“, der in der Streulage des britischen Weltreichs begründet ist. Wer alles decken will, deckt nichts! Auch steckt darin ein Zwang zur Kompromiß-Lüge.

Das andere liegt darin, daß die beiden „Aggressoren“ (denn das sind nun einmal England und Frankreich, da sie den Krieg gegen eine dritte Macht, Deutschland, erklärt haben, die von ihnen nichts wollte!) selbst eingestehen, sich eine „statische Kriegslage“ bereitet zu haben, während sie als Angreifer unbedingt einen dynamischen Leitgedanken haben müßten. Der Wunsch, daß andere

Völker auf ihre Kosten diese Dynamik aufbringen sollen, wird nach den Erlebnissen Polens und Finnlands immer weniger Anklang finden. Mindestens ist innerhalb des Paktvertrages von Saadabad, wie namentlich die Türkei öffentlich bekundet hat, gar keine Lust mehr dazu vorhanden. Vielleicht schwindet sie auch in USA.

Der finnisch-russische Friede ist hart; namentlich verglichen mit den maßvollen Auflagen, deren Annahme Finnland ein durchaus erträgliches Verhältnis zu seinem raumweiten Nachbarn ohne Waffengang gesichert hätte. Dabei hätte das Angebot einer fast zehnfachen Raumentschädigung für das zum Schutz Leningrads und Kronstadts unentbehrliche Gebiet auf der Landenge und die Rettung Wiborgs wohl in

der Ehrenfrage den Standpunkt des so viel kleineren, tapferen Volks in den Augen aller billig Denkenden gewahrt. Nun müssen 440 000 Finnen auswandern. Wohl sagt man tröstend, „daß die Freiheit gewahrt sei“. Aber über dieser Freiheit hängt die starke russische Ostseefront, die Faust der Halbinsel über Petsamo, der Ladogariegel, die Landverengung gerade an der „Wespentaille“ und deren verkehrspolitische Durchdringung. Sogar die Frage, ob noch etwas anderes möglich ist als die russische Anlehnung, gemildert durch eine gleichzeitige deutsche, steht offen, falls die Sowjets in einer Aktivierung des nordischen Viererbundes eine Vertragsverletzung sehen sollten. Damit ist Finnlands geopolitische Handlungsfreiheit vorerst dahin.

Man betrachte dazu eine Skizze (2) des neuen finnisch-russischen Grenzverlaufs und wäge die „Servitude“ mit ihrem ganzen Gegenwartsgewicht, ihrer vollen Zukunftsschwere: Entwehrung des Ausgangs zum offenen Atlantischen Ozean; freier Durchzug vom Sowjetgebiet nach Norwegen und Schweden; Bahnbau vom einspringenden Winkel des Weißen Meeres zum Bottnischen Meerbusen (mit Umgehung aller etwaigen Aland-Schranken!); volle Schlagweite der Flottenstation Hangö mit ihren Industrieanlagen; Umkehrung von Wiborg als Wachstumsspitze; Herausoperierung des Ladoga-Sees (den der Stalin-Kanal nötig hat).

Für geopolitisch weitsichtige Köpfe am Staatsruder in London und Paris wäre die Lage jetzt auch für größere Reiche, als ihre Opfer Polen und Finnland, frie-



densreif, wenn sie schweren möglichen Schaden durch Prestigeminderung abwenden wollen; aber Haß ist ein schlechter Berater.

Das Kraftfeld der Ostsee wie des Schwarzen Meeres ist vorläufig für Kriegsausweitungsünsche verriegelt. Einer der gewiß nicht brittenfeindlichen U.S.-amerikanischen Botschafter hat in der kühnsten Weise in London erklärt, daß die Vereinigten Staaten weniger als je wünschten, in den Krieg hineingezogen zu werden. Vor Tische las man's anders!

Es würde eine schwere Täuschung bedeuten, zu glauben, die unzweifelhafte volkspolitische Annäherung im Sinne des Wiederaufstiegs zur Selbstbestimmung zwischen den 450 chinesischen und den bald 370 indischen Millionen könne sich auf weite Sicht zugunsten der Kolonialmächte alten Stils, der Räuber der „Goldfransen am Bettelmantel Asien“, auswirken, gleichviel ob Japan die Neugestaltung Ostasiens mit Gewalt (durch Spaltung der Kuomintang) oder durch Führung und Verständigung gelingt.

Mit deutlicher Schärfe strebt die Erklärung von Panama der 21 Staaten der Neuen Welt mit ihrer Schutzzone von 500 km Seeraum Verwirklichung an; man wehrt sich gegen die britischen Raubfänge an deutschen Schiffen schon zum zweitenmal. Gewiß stufen sich innerhalb dieser Erklärungen die Machtgewichte beträchtlich ab, und dafür gibt es wirtschaftliche Symptome, die Streiflichter auf die reine Geopolitik herüberwerfen. Ein Beispiel: zweifellos liegt neben der wirtschaftlichen auch eine geopolitische Wertabstufung in den Kapitalbeteiligungen an der interamerikanischen Bank.

Danach sollen je 5 Anteilscheine auf Costarica, Ecuador, Salvador, Haiti, Honduras, Nicaragua und Paraguay fallen; je 10 auf San Domingo, Guatemala und Panama; 15 auf Bolivien; 20 auf Uruguay; 25 auf Peru; je 30 auf Chile, Cuba und Columbien; je 35 auf Mexico und Venezuela (smell of oil?); je 50 auf die Vereinigten Staaten, Brasilien und Argentinien: die großen Gentlemen.

„Wer zahlt — befiehlt“; ging einst in der Schweiz von Mund zu Mund.

Der Sitz wird in Washington sein und die Direktion in New York, wie es der Kryptarkie von Wallstreet geziemt. Also doch ein bißchen „Dollardiplomatie“!

Zusammen mit dem 500-km-Schutzgürtel um die Küstengewässer wird auch diese wirtschaftliche Entwicklung zur Selbständigmachung der ganzen „Neuen Welt“ gegenüber der „Alten Welt“ beitragen, wobei Großbritannien genau dieselbe zweideutige schwankende Rolle spielt, wie seinerzeit das Inselreich Venedigs zwischen Abendland und Morgenland.

Das geopolitische und geschichtliche Experiment Venedig gibt bei aufmerksamer Prüfung zahlreiche Schlüssel zum Verständnis britischer Reichspolitik, auch für die Abkehr vieler, von beiden wiederholt geprellter Lebensformen von ihren endlich als solche erkannten klugen, aber gewissenlosen Ausbeutern! Vieles, was heute in Italien über Albion geschrieben wird, ist in anderer Form dort auch schon in Florenz, Rom und Mailand öffentlich und geheim in Staatsschriften niedergelegt und als teure Erfahrung sowohl von der meerbeherrschenden Stadt als auch von ihren Festlandgegnern fast immer zu spät befolgt worden. Es bedurfte einer Erschütterung, die das damalige Abendland wie heute die Alte Welt in ihren Grundfesten erbeben ließ und des Verlustes aller Außenhabe und der Herrschaft über das Heimatmeer, bis die Königin der Adria, bettelarm geworden, zu Italien zurückfand! „Venice preserved“ — aber um welchen Preis von Blut und Gold und Raum!

Gibt es niemand in London, der diesen Vorgänger Shakespeares, der „Venice preserved“ verfaßte, um seiner geopolitischen Lehren willen liest, und sich und sein Volk vom Schicksal der entthronten Königin der Meere warnen läßt? Auch Rudyard Kiplings „Letzte Galeere“ könnte angesichts der wiederholten Unfälle in Scapa Flow zum Nachdenken anregen.

Das Imperio, in dessen festen, wachsenden Rahmen nun die Königin der Adria längst mit allen ihren positiven und negativen Erfahrungen eingebaut ist, hat inzwischen nach dem Grundsatz, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit und Weisheit auch in wehrgeopolitischen Dingen ist, einen Alpenwall (Vallo Alpino) vom höchsten Fels Europas bis zum Meer errichtet (Skizze 3), dessen Nord- und Südglacis jahrhundertlang zum Stammland der „Casa Savoia“ gehörten, wie Nizza die Heimat Garibaldis war. Beide sind dem werdenden Italien von Frankreich abgepreßt worden; Savoiens hat mit seine besten Soldaten gestellt.

Ein solcher Wall kühlt, wie ja auch unser Westwall beweist, Gelüste ab — zumal Frankreich, dessen Gelüste an Großdeutschlands wie Italiens Westgrenze die schönsten Stücke abgerissen haben, das Beispiel mit seiner Maginot-Linie gab. Dazwischen liegt die Schweiz als Sperrfort für alle, mit einer leider mehr nur körperlich als geistig und seelisch gehaltenen Neutralität. Dabei könnte die Schweiz zwar kaum wehrgeopolitisch, aber ethnopolitisch eine europäische Ausgleichsrolle spielen, die an die Möglichkeiten herankäme, die ihr einst Machiavelli nahelegte. Statt dessen aber bemüht sich der größere Teil ihrer Presse um den Ruhm des Thersites in einem zänkischen Ton, der mehr enttäuschten ältlichen Jüngferlein der Heilsarmee zu Gesicht steht, als den Nachfahren der Helden der Burgunderkriege und den Nachfahren der Waffenträger im Mailändischen, wie sie Hodler gemalt hat. Wir haben Achtung vor jedem Wächter seiner Mark, auch wenn er es auf seine Weise tut; warum aber dabei die Nachbarn begehren, die es eben auch auf ihre Weise tun müssen und gelernt haben, daß sie bei einem rings umdrängten Raum dafür einer strafferen Zusammenfassung und Kräfteballung bedürfen als andere und als ehemals, wo jeder auf die eigene Lebenskraft trotzte und dabei Lebensraum fürs Volksganze verlor.

War's doch ein Schweizer, der uns ins Stammbuch schrieb: „Nichts-nutzig eine deutsche Libertät, die prahlerisch im Feindeslager steht!“ Das und noch vieles andere aus „Huttens letzten Tagen“ hat uns ein Schweizer vorgesagt! Wir haben es uns ins Herz geschrieben und „stehen jetzt um ein Panier“; und wer sich daran vergreifen will, dem geht's nicht gut. Warum ist es euch nun auf einmal nicht mehr recht — — liebe Eidgenossen?



KARL HAUSHOFER

Bericht aus dem indopazifischen Raum

„Es bildet ein Talent sich in der Stille“, das geopolitische Talent zur werdenden „Großmacht nämlich in der Mandschurei, das ihr der japanische Außenminister Arita in öffentlicher Reichstagsrede bezeugte. Es könnte viele Chinesen nachdenklich machen, soweit sie noch immer davon träumen, daß ein solches Machtgebilde freiwillig in die mehr oder weniger dienende Rolle der „östlichen Provinzen“ zurückzukehren wünschen könnte.

Tatsächlich aber hat Manchukuo in aller Stille bald die 40 Millionenzahl überschritten, auf der Frankreichs ganze Großmachtgeltung dem Blute, wenn auch nicht dem Boden, dem Raume nach ruht. Das Reich entwickelt — freilich noch unter japanischer führender Hand — eine seiner weiten, an Bodenschätzen reichen und fruchtbaren Außenlandschaften nach der andern. Auf die (ausgezeichnet von Reichsbahnrat von Lochow in Nr. 2 der „Ostasiatischen Rundschau“ S. 31 geschilderte) eisenbahnpolitische Entwicklung in Jehol mit seinen 66 585 qkm und 3 635 664 Einwohnern mit der Doppelbasierung der Hauptstadt Chente zuerst südöstlich auf den eisfreien Hafen Hulutao, dann erst auf Peking (436 km, dann erst die nur 226 km nach Peking!) folgt nun ein viel größeres verkehrsgeopolitisches Erschließungswerk. Es vollzieht sich an den vier zusammen 426 580 qkm großen Hsingan-Provinzen, ist auf drei Jahre berechnet und hat gewiß ebenso, wie die Jeholbahnen, strategischen Charakter, dient aber auch der Erschließung mächtiger Bodenschätze und Weidelandschaften. Gold, Kohle, Kupfer, Asbest, wahrscheinlich auch Öl gesellen sich zu der Opiumerzeugung Jehols, zu Baumwolle, Mais, Kauliang, Soya, Häuten und Wolle, dann medizinischen Kräutern und Holz im Norden.

Noch ist die Volksdichte kaum ein Zehntel der japanischen, aber höher als die der Vereinigten Staaten und sehr ungleich verteilt. Die gewaltigen Wasserkraftwerke am Yalu und die Kanalprojekte im Anschluß an das Liauhö-System, die Anshan mit seinen Stahlwerken, die Kohle von Fushun und Mukden mit dem Mündungshafen von Yingkou verbinden sollen (vorerst freilich nur für 300 t-Schiffe gedacht), zeigen, welche Möglichkeiten noch schlummern.

Dem Ganzen soll mongoleiwärts ein Raumpuffer vorgelegt werden, der auf 600 000 qkm und etwa 6 Millionen Menschen berechnet ist, freilich noch eine gründliche Reform des verkommenen Lamaismus und eine Entseuchung (Syphilis) erfahren müßte, ehe er aus seinen unvollkommenen Grenzrandverhältnissen zu politischem Eigenleben ausgestaltet werden kann.

Die zähe Tatkraft, mit der man solche Aufgaben angeht und sich auch durch Fehlschläge nicht abschrecken läßt, zeigt, wie sehr die Japaner dort die insulare Enge zum Denken in Kontinenten überwunden haben, und daß die Arbeit nur mit der „linken Hand“ in China, sich nördlich davon in vermehrte Wirkung des „rechten Armes“ in Mandschukuo und Mongolei (Meng Chiang) umsetzt. (East Asia Economic News; Bd. II, Nr. 1.)

Heikel wird nur die Abgrenzung mit den Kommunisten in Yen an werden! In Moskau darf man sich an solchen Eisenbahndpunkten, wie in Ostshingan, in Nordshingan (2), in Westshingan nicht stoßen; denn man hat sich ja selbst nördlich des Amur ein ostwärts mündendes Eisenbahndelta gebaut.

Dort also setzen sich sehr großzügige und weiträumige Kultur- und Machtgedanken auseinander, ebenso wie bei der Abgrenzung zwischen Mittel- und Osteuropa.

Spät findet die „People's Tribune“ (z. B. Shanghai Jahrg. XXIX, Nr. 1 und 2) Überschriften wie: „Permanent peace between China and Japan“, oder „Realism in foreign Policy“ — nachdem dort ehemals so viel irreale Politik gemacht worden war! —, oder „Why third powers should support the peace movement“ — was wir Deutschen immer mit viel redlicher Mühe getan haben! —, oder endlich, es wird ein klassisch gewordenes Memorandum von Tang Leang-Li ausgegraben, das dieser am 1. Juni 1937 an den Obmann des politischen Zentralrats abgeliefert hatte, ehe der Ausbruch von Lukuchiao vom 7. Juli 1937 die politische Vernunft in Nanking und Nordchina ausgeschaltet hatte, so daß seine Veröffentlichung unmöglich wurde. Aber der Aufsatz zeigt, wie weit es noch von den eng beieinanderwohnenden Gedanken zum Vermeiden des harten Stoßens der Sachen im Raume beim Neubau Ostasiens ist — trotz der Tagung von Tsingtau.

Immerhin darf man es als sicher annehmen, daß die von uns mehrfach erwähnten, von einem so klugen und sicheren Beobachter wie Wolf Schenke aus Chungking bestätigten Wahrnehmungen über eine starke völkerpsychologische Annäherung zwischen Chinesen und Indern, den beiden massenschweren Festlandgroßvölkern der Monsunländer, auch so gut informierten Beobachtern, wie den Japanern und ihren Hauptrivalen, den Räubern der See, wie den Räubern der Steppe, nicht entgehen werden. Sie ziehen gewiß ihre Schlüsse daraus. Diese Schlüsse aber drängen gebieterisch auf eine Ausgleichung der Gegensätze innerhalb des Fernen und Mittleren Ostens und eine Wendung gegen seine Bedränger hin.

Wird sie rechtzeitig vollzogen, so vermag Japan vielleicht den Boden wiederzugewinnen, den es innerhalb der auf Selbstbestimmung hindrängenden Festlandasiaten durch die Art seines Vorgehens gegen China zweifellos, vor allem in Indien, aber auch in Birma und Thai-Land (Siam), verloren hat.

Sollte Indien aber in Bewegung auf völlige Unabhängigkeit zu kommen — was der alternde Gandhi mit seiner retrospektiven Einstellung gegen Industrie und aktiven Widerstand zwar zu hemmen strebt, aber auf die Dauer gegen Jawaharlal Nehru und Bose nicht wird hemmen können —, dann wird eine solche Wendung für die Führung Großasiens entscheidende Bedeutung gewinnen.

Die Vereinigten Staaten haben weit mehr Interessen am freien Entwickeln ihres Handels auf den gewaltigen Märkten Südasiens, als an der territorialen und regionalen Aufrechterhaltung des britischen und französischen „Status quo“, dem sie schon einmal durch ihr Hineinwerfen von Hongkong in das großchinesische Problem einen bösen, vom Senat der USA. sanktionierten Streich gespielt haben. Überwuchern des japanischen Imperialismus in äußerlichen militärischen Formen schweißt Briten und USAmerikaner in ihren Belangen zusammen; Vorwärtstragen der festländischen Selbstbestimmung führt beide mit ihren Fernzielen auseinander. Japan aber kann nichts an ihrem Zusammengehen liegen; noch weniger daran, daß sich die beiden großen, scheinbar föderalistisch aufgebauten Bünde der weißen Rasse, die an den Pazifik herausstoßen, trotz tiefsten Wirtschaftsgegensätzen einander zum Zusammenspiel nähern — auch wenn es zeitlich begrenzt ist.

Die Eroberung der südamerikanischen und südostasiatischen Märkte am Pazifik ist für die USA. unendlich viel gewinnträchtiger, als ein nochmaliges Hineinwerfen ihrer „man-power“ in das kleineuropäische Geräuf; ein Erhalten ihrer pazifischen Flotte als Drohwert ist wirksamer als das, was bei einem Kampf auf Tod und Leben mit der japanischen Flotte unter Zerstörung der Kaufkraft des Fernen Ostens auf Jahrzehnte von ihr übrig bliebe — ganz abgesehen davon, daß die stärkste, aber langsamste Flotte der Erde ihre volle Schlagkraft und Gefechtschwere erst im Jahre 1942 erreichen wird.

So wirken und wuchten die indopazifischen Gewichte zweifellos, wenn auch indirekt, mit starken Massenanziehungen in das europäische Kraftfeld herein und verdienen dort noch aufmerksamer berücksichtigt zu werden, als es über den Nahspannungen und ihrer Belastung in diesem Nervenkrieg vielfach geschieht.

Ebenso aber hat sich die jähe Gewichtverschiebung in den Gegenfronten durch das Hineinfügen der Finnen in eine geopolitische Unvermeidlichkeit, die sie vorher hätten erkennen und mildern können, bereits weltüber ausgewirkt — zugunsten sowohl der Sowjets unmittelbar, als auch des ursprünglich in scheinbarer Tarnung als Antikominternverband gegen sie aufgebauten Machtdreiecks Berlin—Rom—Tokio mit seinen Freunden auch indopazifisch, nicht nur im Nahen Osten.

Im Nahen Osten freilich, wo man sich im Innersten am meisten unhaltbarer geopolitischer Grenzkitterungen bewußt ist, hat die Wiederholung der polnischen Erfahrung in Finnland vielleicht den tiefsten Eindruck gemacht, in Ägypten allerdings den immer lebendigen Wunsch nach der Rückgliederung des Sudan zum hellen Auflohen gebracht und in den 200%igen britischen Imperialisten möglicherweise doch ein Nachdenken dafür geweckt, welche Tragweite etwa die in der Nachbarschaft Äthiopiens angezettelten Unruhen gewinnen und welches Echo die Schüsse eines Inders auf britisch-indische Honoratioren wecken könnten. In nüchternen Zeiten sagte man wohl innerhalb der britischen Oligarchie und ihres so klug getarnten Herrschaftsgeflechtes über einen nur dem Namen, nicht der Sache nach demokratischen Untergrund: „Let sleeping dogs lie.“ Jetzt weckte man sie durch ein sonst im Empire ungewohntes hysterisches Geschrei. Oder ist es das Pfeifen des Unbehagens im dunkel werdenden Raume?

Wenn es deutsche Imperialisten gäbe, die so verrücktes Zeug glauben wie jene phantastischen Welteroberungspläne, die in der Nummer des amerikanischen „Life“ vom 20. November 1939 dem wirklich dafür zu nüchternen und des Lesens von Weltkarten zu kundigen „Inventeur“ du „Lebensraum“ angedichtet werden, könnten sie sich nichts mehr wünschen, als daß die Verbündeten anfangen, russische Schiffe vor den Pforten der Japansee in Japans innerer Seewehrzone auf dem Wege nach Wladiwostok abzufangen. In der Wintertagswirklichkeit aber, die solchen Sommernachtsträumen nicht gleicht, lieferte eine übereifrige französische Kolonialbehörde die deutsche Post wieder aus, die sie in Saigon einem japanischen Dampfer abgenommen hatte, und die Briten übergaben das chinesische Silber in Tientsin, und beide sperrten im wesentlichen doch die Waffenzufuhrwege Marschall Chiang Kai-sheks, womit sie die Sympathien in Chungking für die Westmächte erheblich abkühlten.

Nichts wird so heiß gegessen, wie es serviert wird; so verkünden die wirtschaftlichen Nachkriegsvorschläge, die von den USA. aus an 55 Staaten verschickt wor-

den sind, zur allgemeinen Freude ein Abgehen der USA. und des Britenreiches von der von ihnen selbst eingeführten Selbstbefriedigung; da sie anscheinend beide doch ausführen wollen, und die USA., wie seinerzeit König Midas, Gefahr laufen, am Golde zu ersticken, das sie nicht essen und nicht umsetzen können.

Kanadischer Weizen, dessen unmittelbare Ausfuhr nach Rußland verboten ist, rutscht über die USA. — deren teuren Weizen verdrängend — dennoch nach Wladiwostok; chilenische Wolle fährt an langen australischen Gesichtern vorbei nach England; russisches Petroleum fließt trotz dem sonstigen Wirtschaftskrieg nach wie vor nach Frankreich, dem wegen seines Ölbedarfs „the smell of oil“ nicht brenzlich, sondern süß in die parfümgewohnte Nase steigt.

Wasser läuft nicht bergauf; und teure Ware fließt nicht dahin, wo man die billigere kriegen kann; und gerade die noch nicht unmittelbar ins Kriegsgebiet fallenden Meeresbecken bilden Ausgleichsflächen der Warenwege, sogar das so sehr von Waffen umraselte östliche Mittelmeer.

Leichter entstehen kongestive Zustände bei wichtigen Pfortenlandschaften des Landverkehrs, wie sie der Deutsche am Brenner und am Donauweg z. B. für Kohle nach Italien, für Kraftwagen und Maschinen über Wien hinaus donauabwärts zur Genüge kennt, und wie sie für den Zustrom aus dem ganzen pazifischen Bereich über die transeurasiatischen Bahnen des breiten Rußland, auf den Wegen aus Zentralasien über Baku, Iran, den indischen Nordwesten, an den Zugängen zu Innerchina, sich häufen.

Den Zusammenziehungen der Waren folgen freilich auch dorthin ihre Räuber und die Geheimdienste, die Raubtaten vorbereiten; und schließlich kommen die Zwischenfälle, wie sie überall aufflackern: innerhalb der amerikanischen Schutzwässerzone, vor den Toren zur japanischen Hauptstadt, wie an der nordeuropäischen Meridionalstraße durch die norwegischen Küstengewässer.

Der finnische Zwischenfall war ja auch nicht zuletzt entstanden, weil die Sowjets eine ihnen sonst sichere Wasserstraße von der Berührung mit dem deutschen Küstenschutz über Leningrad bis zum Weißen Meer an zwei besonders kritischen Stellen vor unmittelbarer Fernbeschießung sicher wissen wollten; es ist geopolitische Feinkost, daß an ihrem Ostrand ein pazifisches Einzugsgebiet der Sowjets für Bestandteile des Antikominternverbandes im Abendland durch die führende Macht des Fernen Ostens vor Raubtaten geschützt werden muß, weil sie sonst ihr eifersüchtig gerade in diesen westpazifischen Gewässern gehütetes ozeanopolitisches Gesicht verliert! Dabei nannten schon vor einem Menschenalter japanische Offiziere in Erinnerung ihrer Erfahrungen mit dem russischen „Zwing-Uri“ am „Stillen Ozean“ Wladiwostok das Friedenspfand; und auch das britische Gegenstück dazu, Hongkong (dessen Erwerbung einer der unanständigsten Raubmethoden der Weltgeschichte, dem Opiumkrieg, entstammt), ist längst keine Zwingburg mehr, sondern ein gleichfalls durch eine Konzession nach der andern zu rettendes und sicherndes Friedenspfand — ohne Singapore und Manila nicht mehr zu halten. Hier aber fällt wieder, wenn auch in anderer Schattierung, der Schatten von Uncle Sams großem Stock in die Weltgeschichte und ist vor der Präsidentenwahl so unberechenbar im Fernen Osten, wie im Abendland, wie bei sich selbst zu Hause!

KARL HAUSHOFER

Eine neue Grundlage der Geopolitik von Indien

Glück und Geschick verketten sich, wenn in einer Zeit weltumspannenden politischen Umbruchs eine gewissenhafte und sorgfältige Altmeisterhand — vielleicht in letzter Stunde, in der eine solche Schilderung möglich war — auf Grund tiefen eigenen Einblicks und weiter Schrifttumskenntnis die Grundlagen für die geopolitische Beurteilung eines wichtigen Weltteils spendet.

Das ist das große Verdienst des letzten Werkes von Norbert Krebs, seiner Landeskunde von Vorderindien und Ceylon. Gewiß wird, nachdem er sich zuerst mit Lage und Raum, mit dem überwältigenden Einfluß des Klimas auf Relief und Boden, auf Pflanzendecke und Grundlagen der Landwirtschaft befaßt hat, der vorwiegend politisch Bestimmte sich zunächst an die Teile über die Bevölkerungsverteilung, die Rassen, Völker und Sprachen, die Religionen und Kulturen halten; er wird vor allem an Hand von Krebs der Lösung der städtegeographisch so entscheidenden Frage zustreben, wie es kommt, daß in diesem Weltteil mit so vielen altberühmten Städten die zähe bodenhaftende Kraft der Agrarbevölkerung mit ihrem heute noch zwischen 90 und 80% schwankenden Anteil sich so schicksalbestimmend erhalten konnte und wie es dennoch kam, daß das Riesenland Indien mit seinen mehr als 360 Millionen in so kurzer Zeit unter englische Herrschaft geriet.

Voll Spannung zieht der geopolitische Forscher die Karte 2 heraus: „Offene Landschaften und sperrende Räume.“ Sie ist in ihrem großzügigen Entwurf voll unmittelbarer Anschaulichkeit und Lehrkraft für die indische Geschichte und die Kraftlinien ihrer Bewegungswucht, namentlich dann, wenn man sie unmittelbar mit der Volksdichtekarte 27

vergleicht. Aber mit einem einfachen und bloßen Durchlesen ist es bei diesem Werk nicht getan. Man wird nicht nur immer wieder die gewonnenen Erkenntnisse des allgemeinen Teils durch die Feinheiten des besonderen Teils ergänzen und verstärken müssen, sondern auch unter den verschiedensten Gesichtspunkten die Karte zu vergleichen haben. Wieviel allein sagen nicht die Rassenkarten (S. 104) und die Karte der Konfessionen (Karte 31) in einem Lande aus, in dem alle politische und soziale Bewegung sich in einem sonst fast unerhörten Grade schließlich in religions-geographische Bewegung umsetzt und ins Metaphysische hinüberschlägt, wie das Metaphysische so oft den politischen Führern Indiens den Boden unter den Füßen weggezogen hat.

So ist das Werk von Norbert Krebs eine unentbehrliche Schwelle zu jenem geopolitischen Erkenntnisweg, der zuletzt ins Innerste der völkerpsychologischen Geheimnisse führt, die das Handeln und Leiden des indischen Sechstels der Menschheit bestimmen, das von heute auf morgen für uns schicksalhafte Bedeutung gewinnen kann.

Ein Einziges wird jeder nach dem Durchpflügen der indischen Landeskunde bedauern, daß sie aus landeskundlicher Gewissenhaftigkeit am Fuße der gewaltigen, jahrtausendlang umkämpften Grenzwälle innehält, die Indien landwärts schützend umgeben, statt bis auf die Höhen ihrer Wasserscheiden zu einem Tiefblick auf Indiens Glacis emporzusteigen.

Aber vielleicht schenkt uns bei der weiteren Verarbeitung des großen Stoffes dieselbe Hand, die das von seinen Gebirgswällen umhagte Land der Gegensätze beschrieb, auch noch diesen letzten, umgrenzenden Zug.

Dieser Ausgabe liegen 2 Prospekte bei, den ich der freundlichen Aufmerksamkeit der Leser empfehle:

Verlag EUGEN DIEDERICHS, Jena.

„Propyläen-Weltgeschichte“, PROPYLÄEN-VERLAG, Berlin.

Kurt Vowinkel Verlag, Heidelberg-Berlin — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5 — Verantwortlich für den Inhalt: Professor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München O 27, Kolberger Str. 18 — Schriftleitung: Kurt Vowinkel, zur Zeit im Felde — Verantwortlich für die Anzeigen: Werner Wachsmuth, Berlin — Zeit P. L. 4 gültig

Ein neues Standardwerk der Weltgeschichte

HERMANN STEGEMANN

Der Krieg

Sein Wesen und seine Wandlung

*Zwei Bände. 1025 Seiten. Großoktav. Mit zahlreichen Kartenskizzen
Preis der Bände, in Leinen gebunden, je RM 10.-, beide Bände zusammen RM 20.-*

Diese neue, nunmehr abgeschlossene, bedeutsame Veröffentlichung des großen Historikers des Weltkrieges ist ein monumentales schöpferisches Werk, das nicht weniger als eine kritische Gesamtkriegsgeschichte aller Zeiten darstellt. Stegemann hält hier mit der ihm eigenen feherischen und ordnenden Kraft der Gestaltung und der Fülle und Weite seines tiefgründigen Wissens eine umfassende Rückschau über alle wichtigen Feldzüge und Schlachten von den Kämpfen um die Vorherrschaft im vorderasiatischen Raum bis in unsere Zeit. Eine einzigartige Geschichte der Kriegführung und ihrer Verfeinerung mit den dynamischen Kräften der Völker, zugleich aber auch eine großartige weltgeschichtliche Schau aus dem Blickpunkt des Krieges als des stärksten Erregers und Bewegers. Hier ist ein Werk entstanden, das sich nicht nur an alle Angehörigen der Wehrmacht, sondern weit darüber hinaus an jeden weltpolitisch und historisch interessierten Deutschen wendet.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN

Chronik des Krieges

Dokumente und Berichte

Herausgegeben von Karl Schwarz

Band I/II (Doppelband)

Der Krieg, seine Vorgeschichte und seine Entwicklung bis zum 1. Februar 1940

Mit 5 Kartenskizzen, einem einführenden Aufsatz des Herausgebers „Europa oder Versailles“ und einem Anhang „Die historischen Gründe für Polens Niederbruch“ und „Die unmittelbaren Ursachen des deutsch-polnischen Krieges“ von Professor Dr. Johann von Leers und Dr. Wilhelm Koppe

Großquart, 420 Seiten. Kartonierte RM 6.80

Inhalt:

I. Danzig • II. Der Feldzug in Polen • III. Krise und Kriegsausbruch
IV. Die politischen Entwicklungsstufen des Krieges • V. Der Verlauf des Krieges bis zum 1. Febr. 1940
VI. Volk und Wirtschaft im Kriege

Diese Chronik des Krieges stellt durch die zusammenfassende Veröffentlichung alles erreichbaren authentischen Materials eine historisch genaue Entwicklungsgeschichte dar. Die folgenden Bände werden in Abständen von 2–3 Monaten, je nach der Menge des vorhandenen Stoffes, erscheinen; der Bezugspreis wird entsprechend dem Bogenumfang der einzelnen Bände gehalten sein, deren Umfang aber geringer als der des vorliegenden I./II. Bandes ausfallen wird, der ja die gesamte Vorgeschichte des Krieges miteinbeziehen mußte. Für feste Bezüge des ganzen Werkes tritt für den 3. und folgenden Band eine 15 prozentige Preisermäßigung ein. Die Chronik des Krieges ist unentbehrlich für jeden politisch und historisch Interessierten.

Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung / Berlin NW 40

Handbuch des Deutschen Rundfunks

1939/1940

Herausgegeben von Regierungsrat

Weinbrenner

ca. 332 Seiten, ca. 64 Bilder,
im Format der „Geopolitik“

Leinen RM 3.50

KURT VOWINCKEL VERLAG

Eine Fülle des Wissenswerten bringt dieses Buch! Der am Rundfunk Interessierte findet hier in einer großen Zahl ausgezeichneten, durchaus gemeinverständlicher Aufsätze nicht nur Aufschluß über die politische, erzählerische und künstlerische Aufgabe des Rundfunks, sondern auch über wissenschaftlich-technische Probleme. Der reiche Inhalt auch in Lichtbild und Zeichnung wird den Leser immer wieder fesseln!

Lübecker

Generalanzeiger 21. 10. 1938 Nr. 247

Das Handbuch ist von einer Vielseitigkeit, die jeden verwundern muß, der nicht die unendliche Vielseitigkeit des Rundfunkwesens selbst kennt.

Völkischer

Beobachter, München, 4. 10. 1938 Nr. 277

Das billige Buch für den Goldaten



GESCHICHTE · POLITIK · KULTUR · ERZÄHLUNG
GEDICHTE · BISHER 33 BÄNDE · NÄHERES
SAGT IHNEN IHR BUCHHÄNDLER-ODER
ADOLF LUSER VERLAG WIEN 55

Handbuch des Deutschen Rundfunks